Hattingen, den 8. September 1910. 17. Jahrgang. — Nummer 36.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

In Nord und Süd, Ost und West unseres Vaterlandes ist in begeisterter Weise des

Sedantages

gedacht worden.

Zahlreiche Gemeindeverwaltungen haben den ortsansässigen Veteranen einen Ehrensold gezahlt, auch von privater Seite sind größere Summen zu gleichem Zwecke bereit gestellt worden. Aber das deutsche Reich entzieht sich noch immer seiner Verpflichtung. Das ist tief beschämend. Die „Kreuzzeitung" macht auch auf diese betrübende Tatsache aufmerksam und schlägt vor, die vorgemerkten Erträge der Reichswertzuwachssteuer den Veteranen zuzuweisen.

In dem betr. Artikel wird ausgeführt:

Die Mittel für eine anständige Veteranen-Fürsorge sind keineswegs schwer zu beschaffen, wenn man von vornherein erklärte, daß die Wertzuwachssteuer für diese Fürsorge, soweit notwendig, zu verwenden sei. Selbst wenn man den Ertrag der Steuer sehr niedrig ansetzt, wird er ausreichen, d. Veteranen einen Ehrensold zu geben. Zwischen der Wertzuwachssteuer und der Veteranenfürsorge besteht ein Zusammenhang, der nicht geleugnet werden kann. Durch die Taten der Veteranen vor 40 Jahren wurde das deutsche Reich geschaffen. Erst die Gründung des Reiches hat den großen ökonomischen Aufschwung Deutschlands herbeigeführt und in erster Linie mit den Wertzuwachs in Grund und Boden ermöglicht und geschaffen. Es wird viel zu wenig erkannt, daß der Wertzuwachs weit mehr einen politischen als einen wirtschaftlichen Hintergrund hat. In dem Augenblick, als der Herero-Aufstand in Südwestafrika den Bestand dieser Kolonie bedrohte, war der Grund und Boden dort so gut wie nichts wert. Nur dadurch, daß die starke Macht des deutschen Reiches diesen Boden wieder eroberte, konnte überhaupt ein Wert entstehen, konnten die dort vorhandenen Schätze gehoben und ausgebeutet werden. Allein die deutschen Waffen haben den Wertzuwachs dort geschaffen. Und nicht anders ist es bei uns."

Jetzt werden die Bodenspekulanten das Wort nehmen und sich krampfhaft bemühen, diese Beweisführung als „unsinnig" hinzustellen. In Stadt und Land sitzen die Bodenwucherer auf der Lauer, um jede Regung zu Gunsten der Reichswertzuwachssteuer im Keime zu ersticken.

Regierung und Volksvertretung müssen daher zeigen, daß sie diesen Spekulanten nicht verpflichtet sind.

Die 40. Wiederkehr der Großtaten unserer Armee wird doch den Gesetzgebern das Gewissen geschärft haben.

Das National-Vermögen des deutschen Volkes vergrößert sich jährlich um bedeutende Summen; Milliarden werden in Gestalt von Dividenden und Tantiemen unter die beteiligten Interessenten verteilt — besonders hohe Gewinne erzielen bekanntlich die Terraingesellschaften — und unsere Veteranen sollen im schlechten Rock einhergehen?

Wir müssen unsere Pflicht tun.

Heraus mit der Steuervorlage, Herr Reichskanzler! Die Volksfreundlichkeit der einzelnen Parteien läßt sich dann ja bequem feststellen.

Den Worten muß endlich die Tat folgen, daran erinnert uns der Tag von Sedan.

Die große Herbstparade

des Gardekorps gestaltete sich besonders prächtig; goldener Sonnenschein begünstigte das großartige militärische Schauspiel.

Der Kaiser nahm die Parade ab und führte dann die Fahnenkompagnie ins Schloß. Auf diesem Wege wurden ihm die lebhaftesten Ovationen bereitet. Besonders herzlich wurde auch der Kronprinz mit seiner Familie begrüßt.

An solchen Festtagen zeigt sich der Berliner von seiner angenehmsten Seite; fröhliche Gesichter allüberall. Schade, daß bei den Wahlen zum Reichstag solche niederdrückenden Resultate gezeitigt werden. Ein Zeichen dafür, daß glänzende Aufzüge mit Hurra die Volksseele nicht ergreifen und umbilden können. Nur zielbewußte treue Kleinarbeit aus liebendem Bruderherzen am Bruderherzen vermag alles.

Aber der Weg ist dornig, und die Arbeit an den Brüdern, bringt weder Ehren noch gesellschaftliches Ansehen.

Diese Erkenntnis hat schon manchen intelligenten Menschen fahnenflüchtig werden lassen.

Was eine gut eingeübte Truppe bedeutet, die nicht nur die staunende Menge begeistert, sondern auch den einzelnen Mann zur größten Leistung befähigt, das haben unsere Armeen in Frankreich bewiesen.

Dieser Geist ist auch heute noch in unseren Truppen lebendig, das zeigt aufs Neue die große Herbstparade.

Auch in der abgelaufenen Woche hat die

Königsberger Kaiserrede

die öffentliche Meinung noch vielfach beschäftigt. Indessen haben zwei Ereignisse dazu beigetragen, die Gemüter zu beruhigen: die Rede des Kaisers in Marienburg und die Erklärung des Reichskanzlers. In der alten preußischen Ordensburg richtete der Kaiser einen Appell zu Versöhnung und Zusammenarbeit an die verschiedenen Stände des Landes. Die Erklärung des Reichskanzlers nahm den Kaiser gegen ungerechte Angriffe in Schutz, betonte, daß von absolutistischen Neigungen und verfassungsrechtlichen Bedenken keine Rede sein könne und stellte schließlich in Aussicht, daß Herr von Bethmann Hollweg dem Reichstag gegenüber die Verantwortung für die Rede, die an sich ein privates Bekenntnis des Monarchen ist, zu tragen bereit sei. Die Opposition in der Parteipresse ist zwar noch nicht ganz verstummt, aber sie richtet sich nun gegen den Reichskanzler, und die Person des Monarchen scheidet mehr und mehr aus dem Streite der Tagesmeinungen aus.

Der große Ausstand der deutschen Werftarbeiter

ist bisher seiner Beendigung noch nicht näher geführt worden. Ein Versuch in dieser Richtung, der von Kieler Werftarbeitern ausging, schien zunächst zum Ziele zu führen. Die Vertreter der Werften erklärten sich bereit, mit den Vertretern der Arbeiter in Verhandlungen einzutreten. Aber sie wünschten, auch nichtsozialdemokratische Organisationen zu diesen Verhandlungen zugezogen zu sehen. Ein solches gewiß nicht unbilliges Zugeständnis aber wollten die sozialdemokratischen Organisationen nicht machen, und so kam es überhaupt nicht zu Einigungsverhandlungen. Ob und wann sie von anderer Seite aufgenommen werden, steht noch völlig dahin.

In Kopenhagen — Dänemarks Hauptstadt — haben sich die Sozialdemokraten zu einem

Internationalen Sozialistenkongreß

zusammengefunden.

Tausend Abgeordnete, darunter auch zahlreiche Damen, aus allen Kulturländern sind herbeigeeilt zu „mannhafter" Tat; besonders stark ist Deutschland vertreten.

33 Parteiorganisationen haben für diesen achten internationalen Kongreß Berichte eingereicht; hiernach haben die Sozialdemokraten 8 Millionen Wähler hinter sich. In England, Ungarn, Rußland und Argentinien ist die

Unter den Palmen von Bordighera.

Skizze von B. v. Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und beunruhigt trat sie auf den Balkon — als sie auf dem schmalen Fußpfad, der durch die Oelgärten zur Villa emporführt, einen zerlumpten Bambino keuchend heraufeilen sieht, der, sie gewahrend, ihr zuwinkt und dann atemlos hervorstößt: „Signora, un malheur! Signor Baron mit Auto verunglückt!"

Eiskalt griff es Hannah ans Herz. Aus dem Gemisch der abgerissenen Worte des Knaben, die er aus drei Sprachen zusammengesucht, um sich verständlich zu machen, begriff sie nur, daß ihrem Manne ein Unglück zugestoßen war. Sie wollte den Boten heraufrufen, aber schon wies dieser stehenbleibend die Straße hinab, und sie sah vier Männer mit einer Tragbahre langsam auf die Villa zukommen. Eine verhüllte Gestalt lag auf der Bahre. Im nächsten Augenblick war Hannah unten. „Lebt er?" stieß sie bebend hervor. „Si Signora — mais très mal" klang die Antwort. Sie erfuhr, der Herr sei, von Monte kommend, kurz vor Bordighera verunglückt. Der Chauffeur habe die Gewalt über die Maschine verloren, der Herr sei gegen die Felswand geschleudert; er habe gerade noch sagen können, er wolle in die Villa Esperanta zu seiner Frau, der Baronin Bergfeld — dann habe er das Bewußtsein verloren.

Also er hatte noch im letzten lichten Augenblick zu ihr, zu seiner Frau verlangt. Ein unnennbares Gefühl zog durch ihre Seele — war es Glück, war es Weh? Doch sie durfte jetzt nicht lange denken, sie mußte handeln.

Der Verletzte wurde auf ihr Bett niedergelegt, die Träger waren mit einem reichlichen Trinkgeld entlassen, und sie saß neben dem Bewußtlosen und kühlte die bleiche Stirn, auf der eine klaffende Wunde sich blutig abhob. Dann kam der Arzt. Sein Gesicht wurde sehr ernst, als er den Kranken untersucht. Die Verletzungen waren lebensgefährlich, das Rückgrat beschädigt, die Gehirnerschütterung sehr schwer.

„Es wäre wohl das beste, wir schafften Ihren Herrn Gemahl in das Hospital," meinte er.

„Wenn es irgend möglich ist, möchte ich ihn hier pflegen, Herr Doktor," bat Hannah. „Ich möchte ihn zu ungern von Fremden gepflegt wissen."

Der Arzt sah in das blasse Gesicht, in die traurigen, flehenden Augen und dachte im stillen: Welche glückliche Ehe will der Tod hier trennen! — Dann sagte er: „Wir wollen es versuchen; aber Sie müssen eine Hilfe bei der Pflege haben, und ich sehe nach, so oft ich kann. Jetzt gilt es, Tag und Nacht die Eisumschläge zu erneuern."

Als um die Mittagsstunde Ellinor, ihres großen Glückes voll, die Villa betrat, erfuhr sie tieferschüttert das Vorgefallene, und sie ward es, wie schon oftmals, inne, daß Leid und Freude so nahe beieinander wohnen kann.

Sie teilte mit wenig Zeilen dem Geliebten mit, was geschehen, und daß sie für die nächste Zeit der Freundin als Krankenpflegerin treu zur Seite stehen müsse.

Und nun folgte eine Zeit gegenseitigen treuen opferwilligen Helfens, wobei der junge Professor der Malerei nicht hinter den Frauen zurückstand. Hannah nahm in all ihrem Leid innigen Anteil an dem Glück ihrer Ellinor, und ihr Herz war von Dank erfüllt für den unermüdlichen Beistand, den sie in diesen schweren Wochen an den beiden treuen Menschen fand.

Der Kranke schien unsäglich zu leiden, und Wochen hindurch erwartete man sein Ende.

Dann kam ein Tag, wo der Arzt erklärte: „Die Gefahr ist vorüber, es geht jetzt zum Besseren! Und das haben wir nur der hingebenden Pflege zu verdanken! Solche Pflege ist mir in meiner Praxis bisher noch nicht begegnet!"

Meist lag der Genesende ganz still, fast apathisch da — aber seine Augen ruhten oft lange auf dem blassen Gesicht seiner Frau, das noch schmaler geworden, aber von einem wunderbaren Ausdruck stillen Friedens verklärt war.

Einmal, zum erstenmal seit dem Unfall, rief er ganz leise ihren Namen. Sie beugte sich über ihn und fragte mit unendlicher Innigkeit:

„Hast du große Schmerzen, Erich?"

„Ich verdiene sie," flüsterte er — und dann sagte er mühsam: „Kannst du mir verzeihen, Hannah?"

Sie sank an seinem Lager in die Knie, ihre Seele war so dankerfüllt, und tiefbewegt vermochte sie nur zu erwidern:

„Mein Erich, du darfst nicht viel sprechen, dich nicht erregen — ich bitte Gott stündlich, daß er dich mir erhält."

„Du bist mein guter Engel," kam es leise von seinen Lippen.

* * *

Wochen vergingen. Eine seltsame Veränderung war mit Erich vorgegangen. Der früher Rastlose, Unbeständige, Heftige, immer auf Vergnügung Sinnende war ein stiller, bescheidener, gebrechlicher Mann geworden. Ein Ausdruck der Freundlichkeit und Güte verschönte das schmale Gesicht, den es früher nie gekannt.

Mit fast ehrfurchtsvoller Zartheit und Rücksicht begegnete er Hannah.

Der Genesende saß jetzt viel in einem bequemen Sessel auf dem Balkon, wo seine Frau ihm vorlas oder Ellinor und Eberstein ihm von ihren Ausflügen in die malerische Umgegend erzählten, und die unter dem fleißigen Pinsel des Künstlers immer neu erstehenden Bilder ihm zur Beurteilung vorgelegt wurden.

Er nahm an allem warmen Anteil, aber den Hauptinhalt seiner Gedanken bildete doch Hannah.

Wie konnte er sie je wiedergewinnen! Er, der ihrer unwürdig geworden! — War er denn früher blind gewesen? — Wie hatte er sich jemals von jener Giftblume berauschen lassen können! — Hatte erst dies Unglück kommen müssen, damit es wie Schuppen von seinen Augen fiel?!

* * *

Eines Nachmittags war er mit Hannah allein. Es war Ende April und wurde schon sehr heiß an der Küste. Er ruhte auf dem Balkon, und seine Frau saß mit ihrer Handarbeit bei ihm. Eine zarte Scheu, an ihren innersten Empfindungen zu rühren, lag noch zwischen ihnen. Erich ertrug dies Schweigen nicht länger.

„Hannah," rief er, und seine Stimme zitterte, „komme doch einmal zu mir."

Und als sie dann neben seinem Liegestuhl kniete, legte er den Arm um sie und die Hand auf ihren Scheitel, und während er sie fest an sich zog, sagte er:

Bewegung am abflauen. Demgegenüber weist der Berichterstatter Vandervelde auf Deutschland hin, das an der Spitze der sozialistischen Bewegung marschiere; fast die Hälfte aller Stimmen entfalle auf diese Land. Eine besondere Anerkennung bekam August Bebel.

Wir zitieren wörtlich:

„Wir gedenken seiner als des Mannes, der die schönste Verkörperung der sozialistischen Ideale darstellt, dieses willensstarken Menschen, der sich als einfacher Arbeiter betätigt und der zugleich eine besondere Intelligenz ist, der leidenschaftliche Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Frauen, der Mann, der alle Tage seines Lebens die internationalen Gedanken hochgehalten hat, der in schwerer Stunde gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen protestierte. (Beifall, besonders bei den Franzosen.) Ihr Beifall zeigt, wie wir ihn alle schätzen; wir bringen ihm aus der Ferne unsere Grüße." (Erneuter lebh. Beifall.)

Gegenwärtig ist eine Besserung der türkisch-griechischen Beziehungen zu erkennen. „Ikdam" erfährt aus maßgebender Quelle, daß der Pforte ernste Zusicherungen bezüglich der Wahrung der Souveränitätsrechte der Türkei in der Kretafrage gegeben worden sind, daß somit die Gefahr eines Abbruchs der türkisch-griechischen Beziehungen geschwunden ist und die Pforte die Ereignisse in Athen nunmehr ruhig verfolgen kann. Die Schutzmächte haben neue Schritte bei der Pforte getan, damit diese die Lage durch neue Forderungen in der Frage der Anerkennung der Wahlen von kretischen Abgeordneten zur griechischen Nationalversammlung nicht schwieriger gestaltete. Ob die neuen türkischen von Deutschland erworbenen Panzerkolosse nicht mit dazu beigetragen haben, Griechenland „friedfertiger zu machen?" Wir möchten es glauben.

Koloniales.

Die Organisation der Schwarzen vom Kap bis zum Sambesi?

Seit Jahren hört man im Kaplande allerlei über Vergehen, die von einer anscheinend organisierten Kaffernbande verübt werden. Diese Bande wird Amalita Gang genannt, und es enthalten namentlich die Polizeiberichte in Pretoria und Johannesburg alle möglichen Nachrichten über Ausschreitungen, die von der Bande verübt wurden, namentlich über Gewalttätigkeiten und räuberische Anfälle. Ein Missionar hat nun über die Amalita folgendes ermittelt:

Seit dem britisch-südamerikanischen Kriege sehen sich die hiesigen Eingeborenen in ihrer Hoffnung getäuscht, den Weißen gegenüber in eine Art gleichberechtigter Stellung treten zu können. Ein Versuch, hierin mit Gewalt sich Recht zu verschaffen, nämlich der Kaffernaufstand in Natal im Jahre 1906, schlug fehl; dieser Fehlschlag wurde von ihnen der vorzeitigen Eröffnung der Feindseligkeiten zugeschrieben, ohne daß namentlich die Transvaal-Kaffern die nötige Organisation hatten. Diese Organisation bestand wohl darin, daß jedem Kaffern diejenigen Weißen bezeichnet werden sollten, die er an einem bestimmten Tage töten sollte. Damals war übrigens schon lange bekannt geworden, daß in Natal die Eingeborenen etwas im Schilde führten, weil eine große Anzahl von Natal-Kaffern, die im Transvaal arbeiteten, ihren Dienst ohne ersichtlichen Grund verlassen hatten.

Nach Ansicht des Missionars wird nunmehr von den Eingeborenen eine allgemeine Organisation angestrebt, die von Kapstadt bis zum Sambesi die gesamten Schwarzen umfassen soll. Diese Vereinigung ist unter dem Namen Amalita Gang bekannt. Nach Art der britischen Arbeiter-Unions ist sie zunächst bemüht, die Arbeit der Kaffern zu regeln und alle diejenigen Arbeitgeber, die ihre Kaffern nicht gut bezahlen oder behandeln, in Verruf zu erklären. Dafür müssen die Kaffern der Leitung die Hälfte ihres Lohnes abgeben. Ein bestimmtes Zeichen wird von allen Angehörigen der Amalita getragen — Mädchen tragen ein rotes Stück Zeug, Jungens haben Krähenfüße im Gesicht tätowiert. Diejenigen Eingeborenen, die der Vereinigung nicht angehören, sollen verfolgt, ja sogar in den Tod getrieben werden. Die Polizei steht angeblich diesem Treiben machtlos gegenüber, weil das Gesetz ihnen keine Handhabe bietet, um die Urheber zu bestrafen. Nach Ansicht des Missionars soll auch die Regierung die Bewegung für nicht so gefährlich halten; er wirft ihr geradezu Nachlässigkeit in der Beobachtung vor. Eine wirkliche Gefahr hält er einstweilen noch nicht für vorliegend; er glaubt aber, daß die Bewegung vielleicht einmal gefährlich werden kann.

Der Name Amalita soll halb englisch (von light abstammend) und halb kafferisch sein, und etwa „die des Lichts" oder „die Erleuchteten" bezeichnen.

Ein faksimilierter Brief des Feldmarschalls Grafen Moltke,

datiert Creisau, 1. September 1887, an die Direktion des Bürgerlichen Brauhauses in München, ist jetzt in der Vorhalle der Münchener Neuesten Nachrichten ausgestellt. Das Bürgerliche Brauhaus, in dem die Stadt München früher alljährlich das Sedanfest feierte, hatte dem Feldmarschall aus diesem Anlaß am 29. August 1887 ein kunstvolles Faß mit exquisitem Stoff zugesandt, und um Annahme als Ehrengabe gebeten. Es ist gerade in den jetzigen Tagen interessant zu lesen, in welcher patriotisch schönen und zugleich gemütlich warmen Weise Moltke erwiderte. Der Brief lautet:

Creisau, 1. Sept. 1887.

Geehrter Herr!

Ihre Sendung und die begleitenden Zeilen haben mich lebhaft gefreut.

Ich glaube daraus entnehmen zu dürfen, daß Sie den Sedantag am Tage von Sedan — nicht am 2., sondern am 1. September feiern, wo Ihre braven Landsleute in den schweren Kämpfen um Bazeilles so wesentlich zum Gewinn der Schlacht beitrugen. Und so haben denn auch alle meine Hausgenossen und ich uns heute an Ihrem trefflichen Getränk erlabt, sämtlich der Meinung, daß dies Bier an Kraft, Würze und Wohlgeschmack nicht übertroffen werden kann.

Würdig des Inhalts ist auch die Hülle. Ich habe hier ein Gewölbe zu einer kühlen Trinkstube in altdeutschem Geschmack erbauen lassen und das kunstvolle Faß wird eine Zierde derselben bilden.

Recht aufrichtig danke ich Ihnen für den patriotischen Sinn und das Wohlwollen für mich, welche Ihr Schreiben ausspricht.

Sehr ergebenst

Gr. Moltke, Feldmarschall.

Ein kühner Patrouillenführer aus großer Zeit.

Ein Sohn des schönen Nassauer Ländchens war es, welcher 1870 den ersten Gefangenen einbrachte; unser beistehendes Bild zeigt den Braven, welcher auch gleichzeitig das erste Chassepotgewehr erbeutete. Der damalige Gefreite Jung, jetzt als ehrsamer Metzgermeister in Haiger an der Dill lebend, war mit einer Patrouille vom Rhein.-Drag. Regt. Nr. 5 unter Führung des Unteroffiziers



Gfr. Jung
der 1870 den ersten Gefangenen machte.

Metzler auf Vorposten bei Biesingen, wo die Franzosen zuerst die Grenze überschritten. Hier fing Metzler den ersten Franzosen, ließ ihn jedoch aus Unachtsamkeit wieder entweichen, worauf Jung unter den schwierigsten Umständen den sonst unwiederbringlich Verlorenen wieder einbrachte, indem er mit seinem Pferde eine äußerst steile Bergwand empor klomm. Jung und Metzler wurden wegen ihres kühnen Vorgehens mit dem eisernen Kreuze dekoriert.

Kriegs-Witze von 1870|71.

So blutig auch die Schlachten waren, so tief auch die Trauer, in die Hunderttausende durch die Opfer des Krieges versetzt wurden, der Humor und der Witz gingen deshalb doch nicht den Deutschen aus. Einige dieser Scherze, die vor 40 Jahren die Runde machten, mögen hier mitgeteilt werden. Rätselfragen: „Welcher Unterschied ist zwischen dem ersten und dritten Napoleon?" Der erste wurde von dem berühmten Bildhauer Canova, der dritte nur von einem ganz gewöhnlichen Steinmetz ausgehauen. — „Weshalb trägt Moltke keinen Bart?" Weil ihm keiner gewachsen ist. — „Welche Depesche vom Kriegsschauplatze wird durch ein brennendes Streichholz dargestellt?" V. d. Tann im Feuer. — „Warum kann Napoleon nicht mehr beißen?" Weil er Sedan (ses dents = seine Zähne) verloren hat. — Der Name Sedan wurde dann noch in folgender Weise angedeutet: Vorwärts gelesen: So endete der Abenteurer Napoleon; rückwärts gelesen: Napoleons Anfang Dezember, Ende September. — Da der Witz auch keine Scheu trägt, vor Bedauernswertem Halt zu machen, so gehört auch Lulu, der arme Kaisersohn, zu den Verspotteten. Lulu mußte sich vom Witz folgender Prüfung im Deutschen unterziehen: Lehrer: „Was ist der französische Thron?" Lulu: Ein unregelmäßiges Zeitwort. Lehrer: „Was wissen Sie von den Präpositionen an, auf, hinter in usw.?" Lulu: Papa beneidet sie, weil sie wenigstens etwas regieren. — Endlich noch ein Scherz, der sich wirklich ereignet haben soll. Als nach einer der ersten Schlachten, in der die Bayern unter „unserm Fritz" in das Feuer kamen und sich sehr tapfer hielten, der Kronprinz sich gegenüber den tapferen Soldaten im Rauvenhelm in anerkennender Weise aussprach, entfuhr es einem biederen Bayern: „Ja, Königliche Hoheit, hätten wir nur auch Anno 66 solchen Führer gehabt, dann hätten wir die verflixten Preußen schon verhauen!"

„Die harmlose Millionärstocher"

Ein ahnungsloses Kindergemüt muß Mrs. Broesel, die Gattin des Millionärs und Präsidenten der Newyorker Bank Herman Broesel, ihr eigen nennen, denn sie ließ sich nicht etwa aus Furcht vor den hohen Zöllen zum Schmuggel verleiten, sondern nur aus zarter Rücksichtnahme auf ihren Gatten, dem sie, um seine Nerven zu schonen, die Fülle der von Paris mitgebrachten Toiletten erst nach und nach eingestehen wollte. Als sie vorigen Freitag auf der „Lusitania" von einer Vergnügungsreise nach Paris zurückkehrte, verschwieg sie eine Anzahl kostbarer Toiletten, die in ihren Koffern ruhten, nicht nur dem liebenden Ehegemahl, sondern auch der gestrengen Zollbehörde. Der Gatte hatte eine ganz genaue Steuerdeklaration aufgestellt, von der er mit gutem Gewissen sagen konnte, es fehle auch nicht das Geringste. Aber er hatte eben nicht mit den Geheimnissen seiner Frau gerechnet. Die Steuerbeamten nahmen trotzdem eine gestrenge Revision unter seinem Gepäck vor, und nun kamen Toiletten über Toiletten zum Vorschein, eine immer herrlicher, geschmackvoller und teurer als die andere. Vor dem Zollinspektor gestand Mrs. Broesel unter Tränen, daß sie nicht beabsichtigt habe, die Behörde zu betrügen, sondern die Toiletten nur vor ihrem Mann geheim gehalten habe, um ihm erst von ihrer Existenz Mitteilung zu machen, wenn sie ihn durch den verführerischen Anblick überzeugen könne, wie notwendig die Gewänder zu den Juwelen, die er gekauft hatte, gehörten.

Fisch auf königlichen Tafeln.

In England wird jetzt eifrig Propaganda gemacht für den Fisch als Volksnahrung. Medizinische Autoritäten heben die Nährkraft und Gesundheit der Fischnahrung hervor und versichern, daß die Frauen schöner und die Männer kräftiger werden, wenn sie den Bewohnern des Wassers einen bevorzugteren Platz auf dem Speisezettel anweisen würden. Aus diesem Anlaß wird in einer englischen Zeitung die besondere Vorliebe betont, die gekrönte Häupter für den Fisch bewiesen haben und noch beweisen. Auf königlichen Tafeln erscheint bei jeder Mahlzeit, mit Ausnahme des Frühstücks und des Nachmittagstees, Fisch in irgend einer Gestalt und Form. Königin Viktoria war eine begeisterte Freundin dieser „Fastenspeise" und schätzte an ihrem berühmten Koch Francatelli vor allem seine Kunst, Fische in der köstlichsten und schmackhaftesten Weise zuzubereiten. Der deutsche Kaiser soll eine besondere Vorliebe für gekochten Karpfen haben und zwar auf heimische Art in Bier. Einst war sein Leibgericht bei einer größeren Gesellschaft im Schloß aufgetragen, und da der Fisch dem Kaiser trefflich mundete, so befahl er, man solle ihm den Gang noch einmal reichen. Aber der Diener mußte gestehen, daß kein Karpfen mehr da sei. Der Kaiser wandte sich an den Haushofmeister, der sich zufällig unter den Gästen befand, und fragte: „Warum kauft man denn so wenig Karpfen?" Der Beamte erwiderte, daß an dem betreffenden Tage über 400 Pfund Karpfen in die königliche Küche geliefert worden seien. „Eine ganz anständige Portion", meinte der Kaiser, „aber in Zukunft, wenn es Karpfen gibt, lassen Sie doch bitte für mich noch extra ein halbes Pfund kaufen". Ein großer Freund aller Fischspeisen ist der russische Zar; auf seiner Tafel sind die Fastengerichte immer besonders zahlreich vertreten, und am besten schmeckt ihm sein Fisch, wenn er nach den Regeln der französischen Küche zubereitet ist, die von denen der russischen beträchtlich abweicht. Als er während der Präsidentschaft Faures Paris besuchte, erging er sich in hohen Lobeserhebungen über die französische Küche. Als ihn der Präsident fragte, was sein Lieblingsgericht sei, war die Antwort: „Kabeljau in Olivenöl. Das könnte ich jeden Tag zweimal essen."

Schulmeister zu Pferde.

In den Abruzzen kommen auf hundert Einwohner 68 Analphabeten trotz der großen Menge Schulen, die man in den letzten fünf Jahren errichtet hat. Die Schulen werden nicht besucht, und die Bewohner des Berglandes leben weiter, ohne sich in die Anfangsgründe der Bildung zu vertiefen. Da hat denn der Professor Emilio Agostinom ein neuartiges Erziehungssystem der italienischen Regierung vorgeschlagen und bereits mit Glück durchgeführt. Der größte Teil der Bewohner der Abruzzen besteht nämlich aus Hirten, die neun Monate des Jahres in den Bergen bleiben, von aller Kultur getrennt. Wenn sie also nicht zur Schule kommen, so muß die Schule sie aufsuchen. Es sind daher 15 Schulmeister beritten gemacht worden, die auf ihren Pferden in den Bergen herumreiten und da, wo sie auf junge Leute und Kinder stoßen, Schule unter freiem Himmel abhalten. Die Resultate sind über alles Erwarten günstig ausgefallen; die 15 Schulmeister zu Pferde erfreuen sich unter dem Hirtenvolk der größter Beliebtheit; wo sie in den Bergen erscheinen, da laufen ihnen Schüler in Menge zu und erweisen sich sogar als sehr wissensdurstig.

„Kannst du es noch einmal mit mir versuchen? Willst du mir in ein neues Leben folgen, das wir zusammen beginnen wollen? — Rabenhorst, unser Gut, kommt im Herbst aus der Pacht. Wollen wir dort ein neues Heim uns gründen? — Ich werde wohl immer ein Invalide bleiben. — Du hast es schwer mit mir, meine Hannah: aber ich will es doch versuchen, mit der schwachen Kraft, die mir geblieben, ein treuer Gutsherr zu sein. — Willst du mir helfen? — Mein Lieb?"

Sie konnte vor Tränen nichts antworten. Aber es waren Freudentränen, und sie schmiegte ihre Wange an die seine und umfaßte ihn mit beiden Armen. Er hielt sie umschlungen und fuhr innig fort:

„Erst du, meine Hannah, hast mich gelehrt, die rechte Liebe von der falschen zu unterscheiden. Ich darf das Elend nicht ausdenken, das über mich gekommen wäre, hättest du mir damals meinen Willen getan, als ich so unbegreiflich verblendet war und von dir befreit sein wollte! — Was wäre aus mir geworden ohne deine Liebe! — Mein Leben wird nie ausreichen, dir zu danken!"

„Sprich nicht mehr davon, mein Erich, laß uns Gott danken, der uns wieder zusammengeführt hat! Dein Unglück, deine langen Schmerzenswochen sind unser Glück geworden, und ich muß jetzt oft an die Strophen aus Fouqués „Sintram" denken:

Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Leid in Wonne,
Aus Tod in Leben ein!"

* * *

In der ersten Hälfte des Mai führte der Riviera-Expreß vier glückliche Menschen gen Norden. Der eine von ihnen war Invalide und vermochte nur langsam an zwei Stöcken zu gehen. Aber das bleiche Gesicht, das noch die Spuren überstandener Leiden trug, strahlte von Glück, wenn er auf die zarte Frau an seiner Seite blickte, die ihn mit liebevoller Sorge umgab.

In Bordighera hatten die vier den Zug bestiegen, und als sie vom Coupéfenster aus zum letztenmal die Meeresbrandung am Kap Ampeglio sahen, die Palmen im Giardino Winter, im stillen Sassotal rauschen hörten, riefen sie dankerfüllten Herzens: „Auf Wiedersehen!", denn unter den Palmen von Bordighera hatten sie ihr Lebensglück gefunden.

Ende.

Der Bauer am Telephon-Apparat.

Eine entzückende Anekdote erzählt die Odessaer Zeitung über einen deutschen Kolonisten, der zum ersten Mal das Telephon benutzte. In der deutschen Kolonie Südrußlands, wo hauptsächlich Schwaben wohnen, die das Schwäbische noch mit der ganzen Niedlichkeit dieses Dialekts sprechen, ist vor kurzer Zeit zum ersten Mal das Telephon eingeführt worden. Ein Bäuerlein, das in der Stadt weilte, wollte die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und ließ sich mit dem Telephon in seinem Heimatdorfe verbinden, um mit seiner Ehefrau einen kleinen Gedankenaustausch herzustellen. Die Frau wurde nun in das Postamt gerufen, wo man ihr die nötigen Erklärungen über die Anwendung des Hörapparates gab. „Jo, i bins selbst," antwortete sie auf die Frage ihres Eheherrn. „Aber, wo bischt denn eigentli Du?" fragt sie ganz verblüfft dastehend und mit den Augen in allen Ecken dieses unheimlichen Lokals umhersuchend. „Ha do bin i!" antwortete es plötzlich aus dem Zauberkasten. „Wu denn?" „Großer Gott, na do bin i". — „Aber i sieh Di jo net", kommt es ängstlich über die Lippen der jungen Frau. Endlich dämmert ihr ein Licht auf, daß die Stimme ihres Gatten aus dem „Kätschtle" kommt, an dem ihre kleine Hörmaschine mit einem grünen Bindfaden, wie sie meint, angebunden ist. Nun überfällt sie ein panischer Schrecken. Sie läuft zu dem Beamten und schreit: „Mei Mann is in dem klei Kätschle!" Dann lief sie wieder zu dem Kasten und schreit in ihn hinein: „Christoph, wie kommst Du in das klei Käschtle do nei? kommst bal allweil raus!" Sie war nicht wenig erstaunt, als Christoph trotzdem nicht aus dem „klei Kätschtle" rauskommen wollte, und als ihr der Beamte erklärte, daß ihr Christoph überhaupt in einer ganz andern Stadt sei. Dies aber wollte sie unter keinen Umständen glauben. Sie erklärte, daß sie nicht so dumm sei, denn „Christoph habe ei fei schöne Stimme" und könne garnicht so brüllen. Mit diesen Worten verließ sie das ungastliche Gemach.

Allerlei.

Die Einführung eines Einheitspreises für Gas steht in vielen städtischen Verwaltungen auf der Tagesordnung. In Herne, Düsseldorf und Essen z. B. ist der verschiedene Preis für Leuchtgas und für Koch- und Heizgas abgeschafft und ein einziger Preis für jeden Zweck der Verwendung von Gas festgesetzt worden. In Köln ist die Sache noch in der Schwebe. Bedenken gegen die Einführung eines Einheitspreises liegen fast ganz auf dem Gebiete des Erträgnisses des Gaswerkes für die Stadtkasse. In dem eben veröffentlichten Jahresbericht des Gaswerks der Stadt Essen wird die Frage besprochen. In Essen wurde bisher das Kubikmeter Gas zu Leuchtzwecken mit 15 Pfg. und zu Koch- und Heizzwecken mit 10 Pfg. das ganze Jahr hindurch berechnet, während nach dem Einheitspreis, der seit dem 1. Mai dieses Jahres eingeführt ist, das Kubikmeter Gas für alle Zwecke in den Monaten Mai bis einschließlich August 10 Pfg. und in der übrigen Zeit des Jahres für 13 Pfg. abgegeben wird. Das Gas für gewerbliche Zwecke wird nach wie vor mit 10 Pfg. das Kubikmeter berechnet. Die städtische Verwaltung in Essen erwartet von der Einführung des Gaseinheitspreises eine erhebliche Zunahme in der Gasabgabe, und das um so mehr, als durch diese Maßnahmen die Herstellungskosten der Gaseinrichtungen bedeutend billiger geworden sind. Schon jetzt teilt die Leitung des Essener Gaswerkes mit, daß die Zunahme in der Gasabgabe während der ersten vier Monate des neuen Geschäftsjahres gegen denselben Zeitraum des Vorjahres 14,2 Prozent betragen habe. Der Versuch der Aufstellung von Gasautomaten, um auch kleineren Familien den Verbrauch von Gas unter den günstigsten Zahlungsbedingungen zu erleichtern, hat sich gut bewährt. Im Jahr 1909 allein sind 763 Stück Gasautomaten mit 3925 Gasmesserflammen neu aufgestellt worden. Eine neue Einrichtung, die Heißwasserautomaten, bürgert sich immer mehr für Etagenwohnungen und für Einfamilienhäuser ein; bei diesen ist es möglich, durch einfaches Oeffnen des Hahnes an jeder beliebigen Stelle warmes Wasser zu zapfen.

Keine Jahresfahrpläne. Die im Frühjahr in Aussicht genommene Einführung von Jahresfahrplänen scheint, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, allgemein wieder aufgegeben worden zu sein. Wenigstens haben, wie die „Deutsche Verkehrs-Zeitung" meldet, fast alle größeren Eisenbahnverwaltungen entweder bereits Entwürfe zu neuen Winterfahrplänen herausgegeben oder deren demnächstiges Erscheinen angekündigt. Die in der Tagespresse hier und da an die Herausgabe der Jahresfahrpläne geknüpften Schlußfolgerungen fallen somit in sich zusammen. Immerhin haben die Bestrebungen nach Vereinheitlichung des Fahrplanes den Erfolg gezeitigt, daß dieses Mal von wichtigeren Aenderungen, namentlich von der Einlegung neuer Züge, fast ganz abgesehen worden ist.

Die Auswanderung im Jahr 1909. Im Jahre 1909 ist aus Italien rund der 50. Teil der gesamten Bevölkerung ausgewandert. Es wurden nicht weniger als etwa 626 000 Auswanderer gezählt, die ihre schöne Heimat verließen. Davon gingen 220 000 nach anderen europäischen Staaten, 280 000 nach den Vereinigten Staaten und 117 000 nach dem sonstigen Amerika. Aus Deutschland wanderten 1909 rund 25 000 Menschen aus, die zu vier Fünftel nach den Vereinigten Staaten gingen. Rußland schickte 1909 allein über deutsche Häfen 90 000 Auswanderer, von welchen über 73 000 die Vereinigten Staaten zum Wanderziel hatten.

Ein Zeppelin-Denkmal zur Erinnerung an die tragische Strandung des „Z 7" in der Nähe von Iburg soll in Wälde errichtet werden. Ein großer Stein, Findling, soll ein vom Bildhauer Wulfertange entworfenes großes Bildnis des Grafen Zeppelin, umgeben mit einer Lorbeerranke an der Vorderseite tragen. Eine darunter anzubringende Tafel soll die Strandung des Luftschiffes zeigen, einen Genius und die Worte „Trotzdem — Vorwärts!" sowie eine entsprechende Unterschrift tragen. Man beabsichtigt, durch eine Sammlung die Kosten für dieses Denkmal zu bestreiten.

Eine achtköpfige Familie ermordet. Im Dorfe Pellard (Calabrien) wurde nachts eine Familie Rovolino, welche aus Mann, Frau und sechs Kindern bestand, durch Beilhiebe in ihrer Hütte ermordet worden. Man vermutet einen Racheakt der Newyorker „Schwarzen Hand."

Zwei Kinder erstickt. Während die Frau des Markthelfers Völkel in Dresden Einkäufe machte, sind ihre beiden Kinder im Alter von 1 und 2½ Jahren in ihren Betten erstickt. Bei dem Brande von Kleidungsstücken entstand ein furchtbarer Qualm, in dem die Kleinen den Tod fanden.

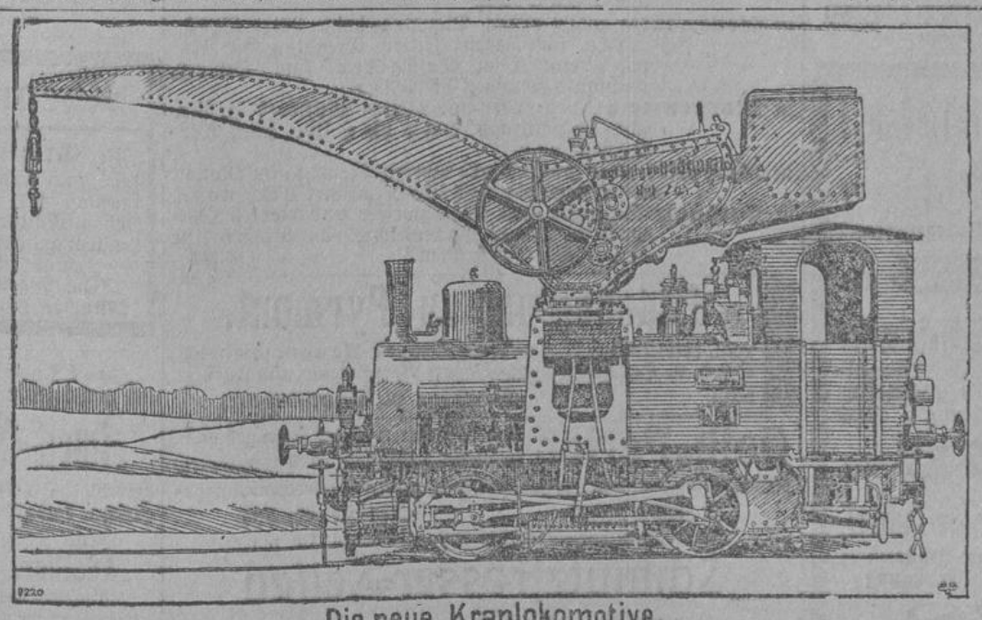
Der erste Sächsische Nationale Arbeitertag wurde in Dresden abgehalten, der von 600 Delegierten, die etwa 60 000 Arbeiter vertraten, besucht war. Verlangt wurden die Sicherung des Koalitionsrechts, eine bessere Sicherung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, paritätische Arbeitsnachweise und die Verhältniswahl für alle Wahlen von sozialer Bedeutung.

Schwerer Eisenbahnunfall. In Mainz wollte ein einspänniges Fuhrwerk den Bahngang bei der Gustav-Burg überschreiten, als ein Personenzug daher kam. Der Bahnwärter Kuhn versuchte das Fuhrwerk zurückzuhalten, wurde aber samt dem Pferde vom Zuge erfaßt und mit diesem getötet. Dem Kutscher gelang es, vom Bock zu springen und sich zu retten. Die Schuld trifft jedenfalls den Bahnwärter, der die Schranken nicht geschlossen hatte.

Eine neue Waffe wird jetzt auch das Polizei-Exekutivkorps in Braunschweig, wie es bereits in verschiedenen anderen Großstädten der Fall ist, erhalten, nämlich den Gummischlauch. Bei Schlägereien, in die die Polizeibeamten einzugreifen haben, oder bei Widersetzlichkeiten von Arrestanten ist der Gummischlauch eine beachtenswerte Waffe, die bei ihrer Anwendung ebenso energisch wirkt, wie der Säbel, aber keine blutenden Verletzungen hervorruft.

Das Ende des „Mietstalers". Bei Eingehung eines Mietsvertrages wird seit langem der Mietstaler als Angeld gegeben, ohne daß er jedoch später bei der Lohnzahlung in Abrechnung gebracht wird. Die Hingabe des Mietstalers zur Bekräftigung des mündlich abgeschlossenen Mietsvertrages ist vom Kammergericht verschiedentlich für überflüssig erklärt worden, trotzdem läßt sich der alte Brauch schwer ausrotten. Man vergißt dabei, daß man dadurch den leichtfertigen Stellenwechsel begünstigt. Dem tritt das neue, am 1. Oktober in Kraft tretende Stellenvermittlungsgesetz entgegen, indem es bestimmt, daß der Arbeitnehmer die Hälfte der oft sehr hohen Vermittlungsgebühr, die der Arbeitgeber bisher allein zahlen mußte, zu tragen verpflichtet ist. Auf diese Weise soll der häufige Stellenwechsel, da er jedesmal mit Unkosten verknüpft ist, verschwinden. Will die Dienstherrschaft aber trotzdem mit dem alten Brauche des Mietstalers nicht brechen, so soll dieser wenigstens vom Lohne abgezogen werden, falls der Dienstnehmer den Vertrag vorzeitig aus nichtigen Gründen löst.

Bazillenfreie Banknoten. Der alten National-Bank of Spokane in Washington gebührt der Ruhm, die ersten antiseptischen, bazillenfreien Banknoten ausgegeben zu haben. Während das Schatzamt der Vereinigten Staaten noch Versuche anstellt, ist ihr die Spokane-Bank mit ihrem gesundheitsgemäßen Gelde zuvorgekommen. 50 000 Dollar in Noten, die soeben von der Bank verausgabt wurden, sind mit einer Farbe gedruckt, der reichlich Karbolsäure hinzugesetzt ist. Auf diese Weise sind die Geldscheine mit einem Mittel versehen, das für die meisten schädlichen Keime vernichtend wirkt.



Die neue Kranlokomotive.

Eine technische Neuerung hat die auf dem Gebiete des Eisenbahnbaus besonders rührige Firma Henschel u. Sohn-Kassel, fertiggestellt. Es ist dies die auf unserm Bilde zur Darstellung gelangte „Kranlokomotive", welche besonders bestimmt ist, bei schneller Entfernung der Trümmer von Zügen, welcher einer Katastrophe zum Opfer fielen, eine große Rolle zu spielen. Ferner soll die Lokomotive das Be- und Entladen der Güterzüge besorgen und wird hier besonders in kleineren Stationen, wo Kräne und andere größere Ladenvorrichtungen nicht vorhanden sind, sich sehr nutzbringend anwenden lassen. Die Lokomotive hat eine Tragfähigkeit von 2—5000 Kilo bei fünfmaliger Ausladung.

An der Wiege des Zarenhauses.

(Nachdruck verboten.)

Bilder aus der Frühzeit des russischen Reiches, da Peter der Große die Grundlage für die weitere Ausgestaltung Rußlands schuf, entrollt Friedrich Buckmeyer, der auf Grund bisher unbekannten archivalischen Materials die intimeren Verhältnisse am Hofe des Zaren Peter charakterisiert. Eine in der Geschichte des Moskowiterlandes ganz unerhörte Tatsache war die Reise, die der junge Selbstherrscher aller Reußen ins Ausland unternahm. Auf seiner Fahrt, die ihn von Holland bis nach England geführt hatte, war er in Wien angelangt, als ihn die Nachricht von einem Aufstande der Strelitzen erreichte. Man raunte sich in Rußland zu und auch in den Zeitungen stand es geschrieben, daß der Zar die Absicht hatte, nach Rom zu gehen, um mit dem Papste über die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen zu verhandeln. Daher glaubte sich das rechtgläubige Volk in Moskau in seinem Heiligsten und Teuersten verraten, und so entstand ein Aufruhr, den jedoch Peters bester General, der katholische Schotte Patrick Gordon, niederschlug. Dem Zaren aber war das Weiterreisen verleidet und er kehrte zur großen Freude seiner Untertanen nach Hause zurück. Anfang September 1698 traf er unerwartet in Moskau ein; doch seine erste Visite, so berichtet der kaiserliche Gesandte empört, nach Wien, „habe er immediate nach der Ankunft einem ganz gemeinen lutherischen Menschen, seiner Geliebten Anna Mons, der Tochter eines Weinhändlers, gemacht." Die Liaison mit dieser damals in der vornehmen Gesellschaft gefeierten Dame, deren Vater aus Minden in Westfalen nach Livland eingewandert war, wurde von der Geistlichkeit und von dem gutgläubigen Volke mit großem Mißfallen angesehen. Die Schuld an den fremdartigen Gebräuchen und Sitten, an den neuen Steuern, die den Russen aufgezwungen wurden, schrieben sie dem unheiligen Zauber fremder Schönheit zu, den die deutsche Geliebte des Zaren ausstrahlte. Sie war auch der Anlaß, daß Peter die große tragische Schuld seines Lebens auf sich nahm, indem er seine Gemahlin verstieß. Mit noch nicht 17 Jahren war er von seiner Mutter mit Eudoxia Lopuchin vermählt worden; zu Anfang war die Liebe zwischen den blutjungen Eheleuten groß gewesen, aber dann wurden sie durch die Hofkabalen einander entfremdet, und während seiner Reise ins Ausland 1697 gab Peter den ausdrücklichen Befehl, man solle die Zarin dazu bewegen, freiwillig den Schleier zu nehmen. Eudoxia weigerte sich trotzig und fügte sich erst dem Zwange, als der Zar ihr androhen ließ, ihren Vater mit ihren nächsten Anverwandten unfern dem Kloster, in das sie gebracht worden war, aufzuhenkern. Diese grausame Verstoßung der Zarin war der eigentliche Beginn alles Unheils in dem Geschicke der Romanows. Alles Unheil und der Untergang des Geschlechts in der männlichen Linie nahm von hier den Anfang. Der Sohn Eudoxias, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Kronprinz Alexis, wurde verdorben und mißhandelt; er starb 1718 nach entsetzlichen Qualen im Gefängnis. Aber auch die, um deretwillen der Zar seine Familie von sich stieß, wurde nicht seine Gemahlin. Anna Mons, die er zur Zarin hatte erheben wollen, wurde Peter untreu und begünstigte den jungen Kurländer Georg Johann von Kayserling, der 1702 als Resident des Königs von Preußen nach Moskau kam. Es war die Kaiserinwitwe, die, über die Beziehungen ihres Sohnes zu der Mons ungehalten, den schönen jungen Kavalier dazu aufmunterte, um die Gunst der Favoritin zu ringen. Der Plan gelang; auch Anna verliebte sich in Kayserling und ging sogar so weit, sich beim Zaren erkundigen zu lassen, ob er gnädigst erlauben wolle, daß sie sich mit Kayserling verheirate. Zwischen dem Zaren und dem Geliebten seiner Favoritin kam es nun zu heftigen Zusammenstößen. Schon 1704 reichte Kayserling ein Abschiedsgesuch ein, „weil meine Feinde sich nicht gescheut haben, mich mit offenbaren Lügen zu beschuldigen, als ob ich statt der herumgegangenen großen Gläser nur kleine oder gar keine getrunken haben sollte, und mich auf diese Art bei Ihrer Zarischen Majestät anzuschwärzen gesucht." 1707 kam es, nachdem alles wieder friedlich beigelegt war, zu einem Streit zwischen dem Zaren und Kayserling, der in Tätlichkeiten ausartete. Peter hatte Anna gefangen setzen lassen und ihr und ihrer Mutter wegen Zauberei den Prozeß gemacht. Kayserling bemühte sich nun, die Lage der Geliebten freier zu gestalten. Peter aber erklärte höhnisch: „Er, der Zar, hätte die Jungfer Monsen für sich erzogen und die aufrichtige Intention gehabt, selbige sich zu vermählen, da aber Kayserling sie verführt und debauchiert habe, so wolle er, der Zar, nunmehr von ihr und von den Ihrigen nicht das geringste mehr hören oder wissen." Der Zank hätte beinahe zu ernsten politischen Verwicklungen zwischen Rußland und Preußen geführt, aber Peter gab sich, nachdem sein Zorn verraucht war, mit der Bemerkung zufrieden, sie wären eben alle zusammen toll gewesen. Kayserling bewirtete darauf den Zaren und sein Gefolge und berichtet darüber seinem König: „Da indessen mein vortrefflicher ungarischer Wein, weil eher sonst hier nicht zu bekommen war, so guten Effekt tat, daß Ihre Zarische Majestät bei größter Fröhlichkeit zu verschiedenen Malen mich in die Höhe huben, und auf ihren Armen in dem Zimmer herumtrugen." Der Zar hatte unterdessen eine andere Geliebte gewonnen, die Livländerin Martha Skawronskij, die unter dem Namen Katharina zur russischen Kirche übertrat und im März 1711 „zur regierenden Zarin öffentlich deklariert" wurde. Sie schenkte ihrem Gemahl viele Kinder, von denen sie aber nur zwei, Anna und Elisabeth, überlebten. Der Sohn Annas war Zar Peter III., dessen Gemahlin die große Katharina II. nach seiner frühen Ermordung als Selbstherrscherin regierte. Von ihrem Sohn, dem späteren Kaiser Paul, stammen alle Glieder des regierenden russischen Kaiserhauses ab. Nach der Erhebung Katharinas zur Zarin erlaubte Zar Peter Anna Mons, Kayserling zu heiraten. Doch wollte es das Geschick, daß auch die neue Favoritin dem Zaren die Treue nicht wahrte, sondern ihre Gunst gerade dem jungen Bruder der ungetreuen Vorgängerin, Willim Mons, zuwandte. Mons, der der Vertraute und Kammerherr Katharinens war, wurde 1724 plötzlich verhaftet und ihm ein schneller Prozeß gemacht; er wurde auf freiem Platze in St. Petersburg enthauptet. So endete die Rolle, die die Familie Mons am Hofe Peters des Großen gespielt hatte.



Vermissen

Sie bei Ihrem Kinde die Gesundheit, so geben Sie ihm

G. Stempfle's Kinderzwiebackmehl,
G. Stempfle's Kinderzwieback.

Verlangen Sie Gratisproben. In allen Apotheken, Drogerien und Kolonialwaren-geschäften erhältlich. 1063

Bernhard Stempfle, Oberstdorf, bayr. Alpen.
Löwen-Apotheke **Fr. Weeren,** Hattingen, Kirchplatz.

Persil



ist das zur Zeit beliebteste überall eingeführte und bestbewährteste

selbsttätige Waschmittel

von unerreichter Wasch- und Bleichkraft. Kein Reiben, kein Bürsten, kein Waschbrett. Garantiert unschädlich für die Wäsche und vollkommen gefahrlos im Gebrauch!

Millionenfach erprobt! Ueberall erhältlich!

Alleinige Fabrikanten: Henkel & Co., Düsseldorf, auch der seit 34 Jahren weltbekannten

Henkel's Bleich-Soda.

Vertretungen!

Bechstein
Berdux
Kaim
1303 Kaps
Knauss
Niendorf
Thürmer
Steinweg Nachf.

J. & A. Lampferhoff

Lindenallee 27 **Essen** Gegründ. 1840

60 Flügel u. Pianos stets auf Lager

Phonola und Phonolapianos.

Kauf! Tausch! Miete!
Reparaturen und Stimmung prompt.

Allen voraus sind die [1286

„Kiepenkerl"-

Oldenkott Rees a. Rh.

Tabake in der Preislage von 20 Pf. bis 3 M. p. ¼ Pfd.
Weil allgemein beliebt, überall käuflich!

Flechte,

nässende u. trockene Flechte, Bartflechte, Schuppenflechte, Milchschorf, Drüsen, Hautjucken, Kopfjucken, Kopfgrind, Kopfschuppen, Haarausfall, Gesichtspickeln, Beingeschwüre, **Bettnässe,** Blasenschwäche
behandelt ohne Berufsstörung mit nachweislich vielen Erfolgen

Frau Wolf, Bochum,
Kreuzstrasse 15, Nähe Südbahnhof.
Sprechzeit von 8 bis 8 Uhr, Sonntags bis 2 Uhr,

Danksagung.

Seit drei Jahren hatte ich trockene Flechten in den Händen. In dieser Zeit besuchte ich dieserhalb Aerzte, Spezialärzte und Homöopathen, aber ohne Erfolg. Da wandte ich mich an Frau **Wolf in Bochum, Kreuzstraße 15,** welche mich in kurzer Zeit von dem Leiden befreite.
I 528 A., Gendarmerie-Wachtmeister.



Spiegelblank
putzt auch das schmutzigste Metall

Ackerol

Setzt nicht ab und greift nicht an wie andere Mittel.

Ueberall zu haben in Flaschen v. 10 Pf. – 1 Mark

Aufarbeiten von Kronleuchtern

und sonstiger Kunstgegenstände, sowie **Vernickeln, Verkupfern, Vermessingen, Versilbern** etc. (1834

Pieper & Hüsecken,
Bochum, Ehrenfeldstrasse 10.

Mehrere brave Mädchen

für Stadt und Land

nach hier und auswärts, ferner Jungens von 14—16 Jahren für Landwirte, erhalten sofort oder später Stellung durch Frau **Alwine Laube,** Stellenvermittlerin, Weitmar-Bahnhof, Marktstr. 1. Elektrisch zu fahren bis Haus Weitmar. [1872

Billige günstige Offerte.



Trotz der hohen Tabaksteuer
will ich hiermit beweisen, daß Sie aus einer großen Zigarrenfabrik vorteilhaft kaufen u. daher billig rauchen können. Ich versende folgende Kolektion: **100 St. Amerikaner** Größe wie Abbild., mit Java- oder Sumatradecke, für nur 1.50 Mk. **100 Fortuna,** aus besten Tabaken, für 1.80 Mk. und **100 verschied. gute Cigarren** in 13 Sorten für nur 3.20 Mk. — [760

Zusammen **300 Stck.** mit Porto für nur **6.50 Mk** per Nach. Garantie: Umtausch od. Rücknahme, daher kein Risiko. Bitte sofort zu bestellen bei:

P. Pokora

Zigarrenfabrik
Neustadt, Westpreussen Nr. 109 A

Technikum Hochbau, Maschinenbau, Zieglerschule, Heizerschule, Elektroschule. Beginn 3. Nov. Vorunterr. 5. Okt. **Lemgo** i. L. Satzung kostenfr.

Rosfläsh
mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Flasche 50 Pfg. Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v. all. Fabrik. Rademacher & Co., Siegburg.

Ich habe eine Anzahl neuer und gebrauchter 5399

Wäscherei-Maschinen

(Bügelmaschinen, Waschmaschinen und Centrifugen)

abzugeben und bitte meine soeben erschienenen Lagerliste zu verlangen.

Ernst C. Knabe, Köln.
An den Dominikanern 11.
Wäscherei-Anlagen.

Hämorrhoiden! Magenleiden! Hautausschläge!

Kostenlos teile ich auf Wunsch jedem, welcher an **Magen-, Verdauungs- und Stuhlbeschwerden, Blutstockungen,** sowie an **Hämorrhoiden, Flechten, offene Beine, Entzündungen etc.** leidet, mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, von diesen lästigen Uebeln schnell und dauernd befreit wurden. Hunderte Dank- und Anerkennungsschreiben liegen vor.

Krankenschwester Klara, Wiesbaden, Walkmühlstrasse 26.

Noch rüstiger Invalide (Beamter) sucht Stelle als Bote, Portier, Lagerarbeiter oder Vertrauensposten. Off. unter S. 5351 an d. Geschäftsst. dies. Ztg. in Hattingen.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 5 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 5 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Gelegenheitskauf!

Eichen-Schlafzimmer
m. großem Spiegelschrank
325 Mk.

Eichen-Schlafzimmer
mit 180 cm br. Spiegelschrank und Wäscheeinrichtung 1836
455 Mk.

Küche, Natur lackiert,
mit Linoleum-Plattten u. modern. Verglasung
158 Mk.

HAMBLOCK,
Bochum, Rottstr. 12.

Vorzüglich und leicht herzustellen ist

Dr. Oetker's Biskuit-Kuchen

nach folgendem Rezept:

Zutaten: 3 Eier, 300 g Zucker, ½ Päckchen **Dr. Oetker's Vanillin-Zucker,** 300 g Mehl, ½ Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver.** 4122

Zubereitung: Eier, Zucker und Vanillin-Zucker werden schaumig gerührt, dann nach und nach das mit dem Backpulver gemischte Mehl hinzugetan. Die fertige Masse wird in eine mit Butter ausgestrichene Form gefüllt und bei mässiger Hitze ca. ¾ Stunde gebacken.

Ferd. Klostermann, Hattingen,

Bankgeschäft,
kommanditiert durch den Essener Bankverein
(Akt.-Kap.: 20 Millionen, Reserve: 2,500 Mill.),

Besorgung aller bankgeschäftlichen Vorkommnisse:

An- und Verkauf von Wechseln, Wertpapieren Kuxen, Aktien, Obligationen, ausländischen Banknoten u. Geldsorten etc. — Einlösung von Zins- und Dividendenscheinen. — Scheck- und Depositen-Verkehr. — Annahme von Geldern und Verzinsung. — Gewährung von Baugeldern zur Besorgung erstklassiger Hypotheken — Aufbewahrung u. Verwaltung von Wertpapieren, — Vermietung von Panzerschrankfächern unter eigenem Verschluss der Mieter.



von unerreichter Feinheit des Geschmacks
nur in Originalpackungen mit Firma u. Schutzmarke.

Käuflich in besseren Lebensmittelgeschäften.

Das nationalliberale Volksbureau

in Hattingen, Bahnhofstr. 43,

erteilt an die Mitglieder des **Nationalen Vereins** und der **evangelischen Arbeitervereine unentgeltlich Rat und Auskunft**
in allen Rechtsangelegenheiten (mit Ausnahme der Zivilprozeßsachen).

Sprechstunden finden statt
in **Hattingen** in der Geschäftsstelle **jeden Donnerstag,** vormittags von 9 bis 1 Uhr und nachmittags von 4 bis 6 Uhr,
in **Niederstüter** jeden ersten Dienstag beim Wirt Meßmann und jeden dritten Dienstag im Monat beim Wirt Trögeler (am Stuten), nachmittags von 3 bis 5 Uhr,
in **Blankenstein** jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat, nachmittags von 3 bis 5 Uhr beim Wirt Kämper,
in **Nierenhof** jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat. nachmittags von 3—5 Uhr beim Wirt Bachmann.
in **Buchholz-Hammerthal** jeden zweiten und vierten Mittwoch im Monat, nachmittags von 3 bis 5 Uhr beim Wirt Schwalm. [44

Pädagogium zu Pyrmont.

real, erteilt **Einjährig-Freiwilligen-Zeugn.** (bish. 452) Oster- u. Herbstversetzung. Gute Verpflegung und Aufsicht.
5015 **Direktor v. Trippenbach.**

Gold-Perlen sind so selten, wie der Seifengehalt in so vielen angepriesenen Waschpulvern, die die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf «reizende Geschenkeinlage» zu lenken suchen. Hüten Sie sich also vor solchen Soda-Päckchen und verwenden Sie nur:

Schmutzfresser-Seifen und -Seifenpulver

Machen Sie einen Versuch — und Sie verwerten dauernd:

„Schmutzfresser"

Preisgekrönt. Ges. geschützt.

Schweine-

Stückenfleisch (Rippen-, Rücken-, Kopfstücke, Schnauzen, Ohren, fleischig. Pfoten), frisch gesalzene garantiert hiesige Ware, 10 Pfd. Colli nur M. 3,60, Kübel mit 25 u. 50 Pfd. Inhalt pr Pfd. 35 Pfg., 9 Pfd. Holstein. Holländ. Käse fettig u. schnittig M. 3.15, 9 Pfd. Ia. Thür. Rotwurst M. 4.95, 9 Pfd. Ia. Landleberwurst „ 5.10, 9 „ „ Plockwurst (Bauerw.) „ 10.20, 9 „ „ ger. Rückenspeck „ 7.90, 9 „ „ ger. Rippenspeck „ 7.90, liefert ab hier Nachnahme 2[illegible]
Heinr. Krogmann, Norddorf i. H. 30.

Besichtigen Sie
beim **Einkauf** von
Holz- und Eisenbettstellen, Matratzen, Betten Federn, Daunen usw.
unsere große
Spezialabteilung.

5359

Holzbettstelle m Seegrasmatratze	23.00
Holzbettstelle m. Sprungfedermatr.	39.00
Altd. Holzbettstelle mit prima Matratze	59.00
Holzbettstelle engl. Fasson m. Matratze	59.00

Unübertroffen sind unsere
Carolina-pine Küchen
Mk. 138.00, 165.00, 185.00.
moderne Schlafzimmer
Mk. 245.00 u. 290.00.
Eichen Schlafzimmer
mit Spiegelschrank
Mk. 365.00 und 395.00.
nußb. Trumeaux
Mk. 29.00, 33.00 u. 36.00.
Vertikos
Mk. 33.00, 39.00, 45.00.
Kleiderschränke
Mk. 24.00, 35.00. 45.00.
Komplette Wohn- und Speisezimmer
in allen Preislagen.

Wolf & Strauss
Bochum,
Kortumstrasse Nr. 2.

Für Rettung von Trunksucht
versend. Anweisung nach 37jährig. approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen zu vollziehen, keine Berufsstörung, unt. Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen.
Man adressiere **Privat-Anstalt Villa Christina** bei **Säckingen** Baden.

Rheumatis-
u. Gichtleidenden
teile ich aus Dankbarkeit umsonst mit, was meiner lieben Mutter nach jahrelangem qualvollen Gichtleiden geholfen hat. [39
Frln. Marie Grünauer,
München, Pilgersheimerstr. 21.

Zum Oktober od. November ein tüchtiges evang. 5354

Zweit-Mädchen

gesucht. Schriftliche Meldungen mit Zeugnis-Abschriften an
Frau Kommerzienrat
Adalbert Colsman,
Langenberg, Rheinland.

2 tüchtige Schlossergesellen
sowie
2 kräftige Lehrlinge
5293
gesucht.
Schlief, Kunstschmiede,
Hattingen, Bruchstr. 21.

Zweites Blatt zu Nr. 36.

Die Entstehung der „Wacht am Rhein."

Wie die „Basler Nachrichten" mitteilen, geht aus dem Tagebuche des Turnvaters Adolf Spieß in Burgdorf (Kanton Bern) hervor, daß Max Schneckenburger, der 1840 in Burgdorf wohnte, die Anregung zur Abfassung seiner „Wacht am Rhein" von seinem Freunde Spieß empfangen hat. Der kleine Kreis deutscher Patrioten, der sich in Burgdorf allwöchentlich im „Stadthause", einem noch heute bestehenden Gasthofe, bei einem Glase Wein um den Deutschen Spieß, die Seele der Vereinigung, zusammenfand — es gehörten dazu seine Landsleute Fr. Fröbel, Wilhelm Middendorf und Heinrich Langenthal, die zur Zeit der Befreiungskriege als Lützowsche Jäger unter sich das Band inniger Freundschaft geschlossen hatten — wurde eines Abends überrascht durch das Beckersche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben". In der vaterländischen Begeisterung, welche das Lied erweckte, wandte sich Spieß an seinen Intimus Schenkenberger mit der Aufforderung, er möge gleichfalls ein Rheinlied machen. Das Lied erschien bald darauf unter dem Titel „Die Rheinwache" ohne die bekannten stets wiederkehrenden Schlußverse. Diese beiden Zeilen fanden sich vielmehr nur am Schlusse der letzten Strophe. Das Lied in dieser Form, von der Hand Schneckenburgers geschrieben, befindet sich im Besitz des Direktors C. Spieß in Basel, des Sohnes des vorgenannten Adolf Spieß. Erst als die Musik hinzutrat, stellte sich die Notwendigkeit wiederkehrender Schlußverse heraus. Das Lied wurde im „Stadthause" vorgelesen und mit dankbarer Begeisterung aufgenommen. Spieß, der zwar kein Komponist war, aber ein trefflicher Sänger und gewaltiger Gesangsfreund, auch auf dem Klavier leidlich Bescheid wußte, setzte sich an das Instrument und sang mit seiner mächtigen Konzertstimme nach irgendeiner ihm gerade einfallenden Melodie das Lied des Freundes mit Klavierbegleitung. Volkstümlich aber wurde das Lied erst in der Komposition von Karl Wilhelm, die schon 1854 in Krefeld, wo der Tondichter als Musikdirektor wirkte, gesungen wurde, aber erst 1865 beim Dresdener Sängerbundesfeste auf weitere Kreise wirkte und endlich zu Beginn des deutsch-französischen Krieges als Nationallied durch alle deutschen Gaue klang.

Sicherheitsmännerwahlen im Ruhrrevier.

Als Resultat der Sicherheitsmännerwahlen hat der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter auf der Konferenz der Bezirksobmänner, welche die Wahlen geleitet haben, folgendes festgestellt:

(Unterirdisch und über Tage):

Gewerkverein christlicher Bergarbeiter	436 Mandate
Alter Verband	953 Mandate
Zechen und Unorganisierte	104 Mandate
Polen	115 Mandate
Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein	13 Mandate

Auf 17 Schachtanlagen hat sich der christliche Gewerkverein nicht an der Wahl beteiligt; die Zahl der Gewählten ist ihm daher nicht bekannt. Die Mandate auf diesen 17 Zechen dürften den Mandaten des alten Verbandes und den Zechen zuzuzählen sein.

Von 41 Anlagen einschließlich der 17 Zechen, wo der Gewerkverein sich an der Wahl nicht beteiligt hat, fehlt die Zahl der abgegebenen Stimmen noch.

Soweit die Stimmenzahl bekannt ist, wurden abgegeben: für den Gewerkverein 27 840 Stimmen, Verband 38 606, Polen 5200, Zechen und Unorganisierte 3910, Hirsch-Dunckerschen 836. Ungültig 993 Stimmen.

In mehreren Bezirken gingen alter Verband, Polen und Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein gemeinsam gegen den christlichen Gewerkverein vor. Mehrere Obmänner betonten ausdrücklich, daß auf einer Anzahl Zechen Zechenbeamte öffentlich für die Kandidaten des alten Verbandes eingetreten seien, mit der ausdrücklichen Betonung: Die Ausschüsse des christlichen Gewerkvereins hätten ihnen schon in den letzten Jahren genug zu schaffen gemacht.

Die neunschwänzige Katze in den englischen Gefängnissen.

Die immer zunehmende Kühnheit und Gefährlichkeit der Apachen, die Paris unsicher machen, drängt mehr und mehr zur Ergreifung strenger Maßnahmen, durch die die Verbrecher von ihrem Tun abgeschreckt werden könnten. Aus diesem Grunde wird als das einzige wirklich probate Mittel die Einführung der Prügelstrafe empfohlen, und man weist auf das Beispiel Englands hin, wo die Furcht vor der neunschwänzigen Katze binnen kurzem London von einer ähnlichen Apachengefahr befreit hat. Die Anwendung der Prügelstrafe wurde in den englischen Gefängnissen im Jahre 1860 wieder eingeführt, die neunschwänzige Katze 1880, als London von nächtlichem Gesindel unsicher gemacht war und sich die Raubanfälle in den Straßen häuften. Die Art aber, wie die berühmte neunschwänzige Katze gehandhabt wird, war bis jetzt vor der Oeffentlichkeit geheim gehalten worden. Ein französischer Korrespondent Philippi Millet hat sich nun das vielgenannte Züchtigungsinstrument in seiner modernen Form angesehen und beschreibt es genau. Mit der barbarischen Prügelstrafe wie sie in dem Strafvollzug des 18. Jahrhunderts verwendet wurde, hat die heute übliche Züchtigungsform nicht mehr viel gemein. Während in Frankreich die Gräfin Lamotte, die Heldin der berüchtigten Halsbandaffäre, die letzte Frau war, die öffentlich ausgepeitscht und gebrandmarkt wurde, erhielt sich die Züchtigung auf dem Marktplatz für Frauen, die der Trunkenheit oder des liederlichen Lebens überführt waren, in England bis zum Jahre 1817. In der englischen Armee und Marine dauerten die grausamsten Körperzüchtigungen noch länger. Hier wurde die neunschwänzige Katze als Strafinstrument im Jahre 1689 eingeführt, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bedrohte sie den Rücken der englischen Soldaten und Matrosen und hinterließ die furchtbarsten Spuren an den Schuldigen. Bei leichteren Vergehen erhielt man schon mehrere hundert Hiebe. Sommerville, der im Jahre 1832 als junger Soldat 200 Hiebe erhielt, hat eine Schilderung seiner Leiden gegeben: „Beim ersten Schlag verspürte ich zwischen den Schultern eine entsetzliche Nervenreizung, die ausstrahlte bis zu den Nägeln meiner Finger und Zehen und die mich ins Herz traf, wie wenn man mir ein Messer in den Leib gestoßen hätte. Der zweite Hieb traf mich einige Zentimeter tiefer, und ich fand diesen Schlag sanft und angenehm im Vergleich mit dem ersten. Die Katze wirbelte zweimal um den Kopf des Profoßen und fiel dann auf mein rechtes Schulterblatt... Als ich den vierten Schlag zählen hörte, da fühlte ich, wie mein Fleisch in all seinen Fasern zitterte, vom Kopf bis zu den Zehen." In unserem humanen Zeitalter verlaufen die Züchtigungen anders. Die Leute brechen nicht mehr blutüberströmt zusammen; die Zahl der Schläge beträgt gewöhnlich zwei Dutzend und überschreitet niemals dreißig. Die Prügel werden selten verabreicht. In dem großen Gefängnis von Wormwood Szrubbs, wo 1400 Verbrecher sind, tritt die Katze durchschnittlich im Jahr nur ein halb Dutzend Mal in Aktion; sie findet Anwendung gegen Gefangene, die ihre Wärter tätlich angreifen. Die Exekution erfolgt in dem großen luftigen Turnsaal des Gefängnisses, in dem der Züchtigungsapparat zur Warnung aufgestellt ist. Der zu Bestrafende wird an einem aufrecht stehenden hölzernen Rahmen festgeschnallt; der Rücken ist nackt, Hals und Nacken sind durch eine dicke Schutzvorrichtung vor Schlägen bewahrt. Der Leib ist an einem mit Kissen belegten Querballen des Rahmens angeschnallt. Die Katze, die zur Anwendung kommt, ist nicht mehr das entsetzliche Instrument aus dicken Tauen mit den vielen, sich ins Fleisch einwühlenden großen Knoten, sondern sie besteht aus neun dünnen glatten Schnürchen, die mehrmals über dem Kopf geschwungen werden und dann mit ihren äußersten Enden die nackten Schultern berühren. Während der Exekution steht ein Arzt neben dem Gezüchtigten, um sogleich Einhalt zu gebieten, wenn der Mann ohnmächtig werden sollte. Die Züchtigung findet im Gefängnis statt und vermeidet jede beschämende Oeffentlichkeit. So hat die neunschwänzige Katze eigentlich ihre Schrecken verloren, die sie zu einem so furchtbaren Marterwerkzeug machten, aber sie ist darum nicht minder wirksam. Sie hat den alten Schreckensruf bewahrt, und fast alle Gefangenen schreien schon, bevor die Katze ihre Schultern berührt. So war sie vor 30 Jahren imstande, innerhalb weniger als 18 Monaten London von den Apachen zu befreien. In den Gefängnissen ist sie die gefürchtetste Drohung, und das Wort „Hüte dich vor der Katze" genügt, um die wildesten und aufrührerischsten Gesellen zu bändigen. Nach Ansicht englischer Autoritäten sind Prügel die einzige Strafe, vor der eine bestimmte Kategorie von Verbrechern Angst hat.

Eine abenteuerliche Hochzeitsreise.

Eine gewiß recht ungewöhnliche Hochzeitsreise, wenn man es so sagen darf, machte vor einigen Tagen ein junges Ehepaar aus dem Staate Washington, das seine Flitterwochen auf einem ihm gehörigen kleinen „Hausboot" verlebte. Man blieb während dieser Hochzeitsreise

Der Zopf.

Eine Geschichte von Anno dazumal. Von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

„Das kann Ihr Ernst nicht sein," rief der junge Mann und stieß aufspringend den Stuhl so hastig von sich, daß das zierliche Rokokomöbel in allen Fugen krachte. „Wegen einer solchen Lappalie, wegen einer solchen lächerlichen Marotte — — — —"

Herr von Gemmingen hob abwehrend die Rechte. „O, o, lächerliche Marotte, Lappalie; sie wählen starke Ausdrücke, Monsieur. Nun, ich will dies Ihrem Echauffement und Ihrer Jugend zugute halten und nicht weiter deswegen zürnen. Aber an der Sache läßt sich nichts ändern. Es bleibt dabei, wie ich sagte."

Johann von Burian ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er mechanisch beim Umwenden auf den Boden stampfte, was den alten Herrn jedesmal nervös auffahren ließ. Eine Zeitlang herrschte schwüles Schweigen in dem Salon, dann begann Burian mit erzwungener Ruhe: „Lassen Sie mich noch einmal Ihnen die ganze Angelegenheit klarlegen, Herr von Gemmingen. Ich liebe Ihre Tochter und werbe hiermit um sie. Dem Adel und der Stellung nach bin ich Ihnen gleich, an Vermögen dürfte ich sogar besser gestellt sein, da das reiche Erbe meines verstorbenen Oheims nur zwischen mir und meiner Zwillingsschwester Johanna geteilt wurde. Ueber meinen Charakter, nun ich will mich nicht loben, aber — — —"

Der andere machte eine höfliche Verbeugung, wobei er sich halb von seinem Sitze erhob. „Gegen Ihre Persönlichkeit ist nichts einzuwenden, Monsieur, absolut nichts, und ich würde mir Vertrauen, ja ich kann sogar sagen, mit Freude das Geschick meines Kindes in Ihre Hände legen, wenn nur — — —"

„Wenn ich nur einen Zopf trüge!" schrie Burian. „Donner und Doria — — o pardon, Monsieur, aber dieser Fluch ist bei uns in Weimar Mode geworden, seit Herrn von Schillers göttlicher Fiesko uns alle entzückt hat. Also, um auf unsere Affäre zurückzukommen, Sie bestehen auf dem Zopf?"

Herr von Gemmingen seufzte. „Ich muß, lieber Freund, ich muß. Ich weiß, bei Ihnen in Weimar drüben weht ein anderer Wind, man behauptet sogar, ein freierer, schönerer Wind — —"

„Herr von Gemmingen, das ist Wahrheit. Sagen Sie selbst, ist unser Weimar, die Stadt, wo Exzellenz von Goethe als Minister wirkt, wo Herr von Schiller sei geistiges Heim hat, ist diese Stadt, ist unser kleiner Hof nicht heute in Wahrheit eher das Haupt von Deutschland als Wien oder Berlin? Und gar diese verzopften kleinen Residenzen, wie hier — — —"

„Pst, pst." Erschrocken drückte Gemmingen den Zeigefinger auf die Lippen. „Nicht so laut, Monsieur, die Wände könnten Ohren haben. Verzopft! Was das wieder für ein Ausdruck ist."

Burian lachte. „Der aber für keinen zweiten Ort so gut paßt, wie für die Residenz des Kurfürsten Wilhelm von Hessen-Kassel."

„Still, still! Ihr jungen Leute spottet gern über das Gestern, das sich von dem wilden Heute nicht so ohne weiteres verdrängen lassen will. Der Zopf ist ja doch nur ein Symbolum, mein Freund. Uebrigens wir verlieren uns in müßige Diskussionen. Bleiben wir bei den Tatsachen. Seit dreißig Jahren stehe ich hier am Hofe meines gnädigsten Herrn in Amt und Dienst, und ich hoffe, hier mein Leben zu beschließen. So lieb ich mein Kind habe, meine Existenz kann und will ich ihm nicht opfern."

Verzweifelt rang Burian die Hände. „Aber was hat das mit dem Zopf zu tun?"

„Sehr viel, mein Lieber, sehr viel. Serenissimus haßt nun einmal die neue Zeit und ihr Symbol, das kurzgeschnittene, ungepuderte Haar. Erst neulich hat er sogar einen Preis für die beste Salbe ausgeschrieben, die den Haarwuchs fördert und —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel ihm der Jüngling lachend ins Wort. „Man erzählt sich im Reiche draußen gar köstliche Geschichten über die Streiche gewisser Spitzbuben, denen der hohe Herr, mit Respekt zu sagen, auf den Leim ging. Ist es denn wahr, daß ein Betrüger den Preis bekam, der dem Kurfürsten einen Kahlkopf vorstellte und acht Tage später denselben Mann mit üppigem Zopfe präsentierte?"

„Still, Monsieur, um Gottes Willen, still! Ueber diese Affäre redet man nicht gern hier am Hofe. Uebrigens, ich würde wünschen, das Rezept jenes Filous wäre echt gewesen, würde es in Ihrem Interesse wünschen, Monsieur. Dann könnte es Ihnen doch möglich sein, sich in acht Tagen mit einem veritablen Zopf bei Hofe zu präsentieren, notabene als Bräutigam Luises. Aber ohne Zopf, unmöglich!"

„Täte es nicht eine Perücke?" stöhnte der unglückliche junge Mann verzweifelt.

„Nein, nein, das Haar muß echt sein."

„So geben Sie mir doch wenigstens längere Zeit, um meinen Schopf wachsen zu lassen: Ein Jahr, ein halbes Jahr. Ich will alles tun, um Luise zu erringen. Aber hexen kann ich nicht."

Herr von Gemmingen lächelte fein. „Zu meiner Zeit, das heißt, als ich noch jung war, da sagte man, die Liebe könne Wunder wirken. Und eine längere Frist kann ich leider nicht geben. Serenissimus sagte beim letzten Hoffeste: „Beim nächsten Ball, mein lieber Gemmingen, werden Sie mir hoffentlich den Bräutigam Ihrer Tochter vorstellen. Schauen Sie sich nach einer passenden Mariage um, und ich will schon für die Aussteuer sorgen. Der nächste Ball ist über acht Tage. Also, falls bis dahin Ihnen kein Zopf gewachsen ist, so — — — —"

„So wird der Baron Böttcher als Bräutigam präsentiert," stöhnte Burian. „Der alte Affe! Aber natürlich, er hat das nötigste Requisit, einen echten Zopf!"

Der Hausherr erhob sich. „Wozu noch viele Worte, lieber Freund? Sie ändern nichts am Unabänderlichen. Ich muß nun ins Amt. Also, Sie entschuldigen."

Der Jüngling raffte sich zum letzten Male auf. „Nun gut, Herr von Gemmingen. Ich habe Ihr Wort, daß ich mich als Bräutigam Luisens betrachten darf, wenn ich mich auf dem Balle mit einem echten Zopf präsentiere. Teilen Sie das auch meinem Nebenbuhler mit, damit er sich gefaßt mache, im letzten Moment zurückzutreten. Denn ich gebe die Hoffnung noch nicht auf. Wir wollen doch sehen, ob die Liebe nicht wirklich Wunder wirken kann. Und nun gestatten Sie mir nur noch, daß ich meiner angebeteten Luise Adieu sage."

Das Adieusagen dauerte ziemlich lange, denn es verlief mehr als eine Stunde, ehe Burian durch die Haustüre ins Freie trat. Er war trotz des erhaltenen Bescheides sonderbarerweise sehr gut gelaunt und pfiff vergnügt ein Liedchen vor sich hin. —

Es war acht Tage später. Im Arbeitszimmer Gemmingens, der im goldgestickten Frack, den Zweispitz unterm Arm, zur Abfahrt bereit, am Fenster lehnte und rasch ein paar wichtige Akten überflog, lief ein putziges Männchen aufgeregt hin und her. Auf einem kleinen Körper, der aussah, als gehöre er einem zehnjährigen Knaben saß ein ungeheurer Kopf mit einer Riesennase, die an Länge nur noch von dem Zopf übertroffen wurde, welcher am Rücken herabbaumelte. Das war Baron Böttcher, der präsumtive Bräutigam der schönen Luise.

„Warum fahren wir nicht?" krähte er. „Es wird Zeit."

Gemmingen warf einen Blick auf die Stutzuhr. „Gleich acht Uhr. Und da höre ich auch schon Luise auf dem Gange. Nun, lieber Böttcher, da Burian nicht erschienen ist — — —"

„Hihihi, es geschehen keine Zeichen und Wunder mehr," triumphierte der glückliche Nebenbuhler.

„Leider Gottes. Aber, offen gesagt, wenn jetzt Luise hereinträte am Arme Burians, ich wäre nicht böse darüber, vorausgesetzt natürlich — — —"

„Daß er einen Zopf aufweisen könnte, einen regelrechten Zopf," tönte es von der Tür her. „Nicht wahr, lieber Schwiegerpapa. Na, damit kann ich aufwarten und — — —"

Wie vom Blitze getroffen, starrten die beiden das junge Paar an, welches zur Tür hereintrat. In der veränderten Tracht, mit dem glatten, bartlosen Gesicht und dem gepuderten Haar, welches rückwärts in einen prächtigen Zopf überging, sah Burian bedeutend jünger aus, aber er war es, unstreitig.

„Eine Perücke," stammelte Böttcher.

Der junge Mann lachte, ein auffallend helles, klingendes Lachen. „Sie können sich ja überzeugen, Herr Baron, daß die Haare auf meinem Kopfe angewachsen sind. Aber nicht zu fest ziehen, bitte, das tut weh."

Wie im Traume folgte Gemmingen dem jungen Paar in den Ballsaal. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ja, wie war denn das? Geschahen wirklich Zeichen und Wunder?

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem Hergang bereits im Saale verbreitet, und das junge Paar bildete den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. An dem kleinen Hofe kannte einer den andern und nahm an dem Geschick des Nächsten lebhaften Anteil, im freundlichen oder feindlichen Sinne, je nach dem gegenseitigen Verhältnis. Diesmal aber standen alle Sympathien auf Seiten des jungen Paares, und Böttcher mußte mit süßsaurer Miene manche spitze Bemerkung hinunterschlucken. Dazu kam eine gewisse Neugier, zu erfahren, wie Burian das Wunder zu Wege gebracht habe. Waren vielleicht die Kerle, welche die wunderbare Haarsalbe erfunden zu haben, vorgaben, doch keine Schwindler? Und der ganze Hof befand sich über diese wichtigen Fragen in solcher Aufregung, daß dies selbst Serenissimus nicht entgehen konnte. Er ließ sich über den Hergang berichten und winkte dann das junge Paar heran. Lange starrte er den jungen Mann an, der unter seinem Blicke immer tiefer und tiefer errötete, dann winkte er den andern, beiseite zu treten und zog Burian in eine Fensternische.

„Was soll die Komödie bedeuten, Demoiselle?" sagte er barsch, aber gedämpften Tones und zog die Stirn in Falten.

Die ertappte Sünderin wollte in die Knie sinken: „O, Erlaucht, es handelt sich um das Lebensglück meines Zwillingsbruders. Ich hoffte — — —"

„Mich zu täuschen," fiel ihr Wilhelm ins Wort. „Nun, das ist Ihr nicht gelungen, wie Sie sieht. Zur Strafe soll Sie heut abend Ihre Rolle weiterspielen müssen. Jetzt gehe Sie!"

Und Johanna spielte ihre Rolle so gut, daß zum größten Ergötzen des Kurfürsten keiner der Anwesenden den Betrug ahnte. Als vier Wochen später Burian, diesmal der echte, mit kurzen Haaren, Luise zum Altar führte, war Serenissimus unter den Gästen, und er war es, der bei der Festtafel mit einem Hoch auf die Liebenden die gelungene List enthüllte.

Lorbeerbaum und Bettelstab.

Einen erschütternden Roman aus dem Künstlerleben erzählt der „Piccolo". Die Triester Rettungsgesellschaft wurde vor wenigen Tagen auf den Börsenplatz berufen, wo der 55jährige Straßenkehrer Francesko Pozzi plötzlich bewußtlos zusammengebrochen war. Der Arzt konnte nur den infolge Herzlähmung bereits eingetretenen Tod konstatieren. Pozzi, der als armer Straßenkehrer eines elenden Todes starb, war einst einer der gefeiertsten Baritons. Lange Zeit gehörte er dem Verbande der Mailänder Scala an, in der er in der denkwürdigen ersten Aufführung von Mascagnis „Cavalleria rusticana" mit großem Erfolg den Alfio sang. Einige Jahre später ging er nach Amerika und kehrte von dort als sechsfacher Millionär zurück. Das leicht erworbene Geld zerfloß ihm jedoch förmlich unter den Händen, in wenigen Jahren waren die Millionen hin, dazu verlor Pozzi seine Stimme, er geriet ins bitterste Elend und wurde zuletzt Straßenkehrer. Nun hat ihn der Tod von seinem elenden Leben erlöst.

zumeist dicht am Strande der Tacoma-Bai, einer Bucht des Pudgetsundes, und man brachte so hin- und herfahrend, acht Tage mit Rudern, Fischen, Schwimmen hin und fühlte sich wie die junge Frau, Mrs. Laura Delameter in einem Berichte selbst sagt, wie im Parke Eden. Dann aber überkam die beiden Jungvermählten eine Art Forschungsdrang, sie entschlossen sich, mit ihrem Hausboot weiter auf den Ozean hinauszugehen und vielleicht gar einige der Inseln zu besuchen, die dort draußen lagen. Die Fahrt war von großem Reize, das Wasser lag still und ruhig. Da plötzlich rief die junge Frau: Walfische! Werden sie uns auch keine Gefahr bringen? Man hatte aber das Schiffchen kaum verankert, um zu beratschlagen, da — ein mächtiger Stoß, und das Schiff setzte sich wieder in Bewegung und schoß wie ein Unterseeboot durch die aufrauschenden Wogen. „Ein Walfisch zieht uns mit sich!" rief jetzt der junge Ehemann. Im selben Augenblick entdeckte die junge Frau vorn am Bug den unförmigen Kopf des Seeungeheuers. „Wenn das Untier nun darauf kommt zu tauchen?" war der nächste Gedanke, der durch die Köpfe des erschreckten Paares schoß. Man kam dahinter, daß der Walfisch vorn und hinten in den sechs Ankerketten des Schiffes wie in einem Netz verstrickt und ebenso erschreckt war, wie die unfreiwilligen Reisenden auf seinem Rücken. Das junge Paar mußte sich schließlich dazu bequemen, trotz der Schnelligkeit der Fahrt von Bord des Hausbootes in das kleine Beiboot zu springen, wo es dann wieder große Mühe kosteten, das Verbindungstau zu kappen, da dazu kein Messer vorhanden war. Dann blieb man zurück und das Hausboot schoß mit Blitzesschnelle weiter. Doch nicht lange mehr. Wie mit einem Rucke blieb es plötzlich an einer Stelle wie festgebannt stehen, die scharfen Augen des jungen Ehemannes sahen, wie ein mächtiger Stoß es erschütterte, dann lag es still. „Er hat die Ketten zerbrochen!" Furchtbar war die Verwüstung auf dem Boot, als das Paar es nach mühseligem Rudern wieder erreicht hatte. Das Geschirr in der Kabine war in kleine Stücke zerbrochen, die Wand an der einen Bootseite war eingedrückt. Von nun an hielt man sich aber dicht an der Küste, denn man konnte, wie der junge Ehemann sagte, nicht wissen, was solch einem Untier, wie dem von neulich, in den Kopf kam. Vielleicht kam er gar zurück und brachte die Anker wieder!

** Was Frauen aus Liebe tun.

Die Nachricht von der kühnen Fahrt nach Innerafrika, die die Braut des am Tschadsee ermordeten englischen Forschers Leutnant Boyd Alexander unternommen hat, um das Grab des Geliebten zu besuchen, ist ein markantes Beispiel für die Heldentaten, die Frauen aus Liebe verrichten. Wie Miß Olive Macleod dem Verlobten die Treue übers Grab hinaus bewahrt und durch gefahrvolle, nie von einer weißen Frau betretene Gebiete nach seiner letzten Ruhestätte eilt, so haben andere Frauen ihre Männer mit Lebensgefahr auf abenteuerlichen Fahrten und Expeditionen begleitet. Besonders bekannt ist die tapfere Hilfe geworden, die Mme. Jeanne Dieulafoy ihrem Gatten, dem berühmten Reisenden und Ingenieur, auf seinen Wanderungen durch Assyrien leistete. Sie schnitt sich die Haare kurz, zog Männerkleider an und war ihrem Lebensgefährten eine treue Genossin bei all seinen Arbeiten. Sie wurde für ihren Mut und ihre Hingebung von der französischen Regierung mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Daß Frauen aus Liebe für ihre Männer auch ihr Leben opfern, bewies ein Familiendrama, das sich vor einiger Zeit in Oesterreich ereignete. Der Mann befand sich am Rande des Ruins; da erklärte sich seine junge Frau bereit, für ihn in den Tod zu gehen, damit er sich durch die hohe Prämie der Lebensversicherung, in der sie war, aus seinen Zahlungsschwierigkeiten retten könne. Aus ihrem überheizten Schlafzimmer schlich sie sich nachts auf den mit Steinfliesen belegten Hausflur, barfuß und im Nachtgewande, und ruhte nicht eher, als bis sie sich eine schwere Erkältung zugezogen hatte, die ihre Lungen angriff und bald ihren Tod herbeiführte. Mit der von der Lebensversicherung gezahlten Summe überwand der Mann die Krisis und heiratete drei Monate nach dem Tode seiner Frau zum zweiten Male. Aber bald ereilte ihn das vergeltende Schicksal. Ein Diener hatte die Unterredung mit angehört, in der die heldenmütige Frau dem Manne ihren Entschluß, zu sterben, kundgegeben hatte. Er benachrichtigte die Polizei, und der Treulose wurde wegen Beihilfe zum Selbstmord angeklagt; es wurde festgestellt, daß er einen Teil der Schuld am Tode seiner Frau trage, und er wurde verurteilt. Eine andere Geschichte von dem Opfermut der Frau erzählt der bekannte Pariser Bildhauer Captier in einer englischen Wochenschrift. Es fiel ihm aber schwer, für die Statue des Venus, an der er arbeitete, ein Modell mit so schönen Füßen zu finden, wie sie die Liebesgöttin haben muß. Schließlich entdeckte er eine arme Arbeiterin, deren Füße eine seltene Vollkommenheit zeigten. Aber als er sie nun zum Modellstehen engagieren wollte, da brachte er sie in einen schrecklichen Konflikt. Sie hatte vor kurzem geheiratet, und ihr Mann lag in einer tödlichen Krankheit, in der sie allein ihn pflegte. Trotz der bittersten Not konnte sie sich nicht entschließen, den Gebeten auf dem Krankenlager allein zu lassen, und so bot sie denn schließlich nach schwerem inneren Kampfe dem Bildhauer ganz ruhig und ernsthaft an, er möge ihr die Füße abschneiden, wenn er dafür ein Jahr lang für ihren kranken Mann sorgen würde. Mut gehört auch manchmal für eine Frau zu dem Entschluß, den Mann, den sie liebt, nicht schon vor der Hochzeit zu verlassen. Solche Kühnheit bewies ein Mädchen, das in der Verbrecherkolonie von Neukaledonien mit einem Manne sich anschickte in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Der Priester, zu dem sie kamen, stellte fest, daß der Bräutigam schon einmal verheiratet gewesen sei und fragte: „Lebt Ihre frühere Frau nicht mehr?" „Nein." „Aber ich kann Sie nicht früher trauen, bevor ich einen bestimmten Beweis dafür habe, daß Ihre erste Frau tot ist." Nun trat eine unheimliche Pause ein, während deren der Bräutigam seine Verlobte musterte. Dann sagte er entschlossen: „Ich kann beweisen, daß meine frühere Frau tot ist." „Auf welche Weise?" „Ich bin hierher geschickt worden, weil ich sie ermordet habe." Trotz dieser Auskunft ließ sich die Braut trauen.

Der Schuß aus dem Munde.

Der Artist Naumann hat eine Sensation ersten Ranges erfunden. Es handelt sich um einen Apparat, der es ihm ermöglicht, jeden Schuß von der Größe einer Revolverkugel bis zum modernsten Infanteriegewehr sowie noch größere Kaliber in den Mund abzufeuern. Der Apparat ist präzis gearbeitet, als der feinste Mechanismus eines Revolvers, und hat Herr Naumann nicht weniger als 3 Jahre zu seiner Erfindung gebraucht. Allerdings ist das Schießen mit dem Munde bei der kleinsten Unvorsichtigkeit nicht ganz ungefährlich. Ganz abgesehen davon, daß das Pulver bereits im Munde explodiert und der Knall noch ein größerer als der eines gewöhnlichen Schußes ist, zur Ausführung der Sache gehören Nerven von Stahl. Herr Naumann schießt genau so sicher, wie ein anderer nach der Scheibe. Er wird in nächster Zeit in einem größeren Berliner Varitete seine Erfindung vorführen.



Otto Naumann mit seiner selbsterfundenen Schusswaffe, die mit dem Munde abgefeuert wird.

Die „Silberhochzeit."

Der weitverbreitete Brauch, nach 25jähriger Ehe die sogenannte „silberne Hochzeit" festlich zu begehen, besteht schon seit langer Zeit, und zwar leitet derselbe seinen Ursprung von Frankreich her, wo er sich vom Ausgang des zehnten Jahrhunderts an eingebürgert hat.

Es war kurz nach seiner Thronbesteigung, als Hugo Capet (gest. 996), der Stammvater des von 987 bis 1328 regierenden Königsgeschlechts der Capetinger, auf einer großen Besitzung in der Nähe von Paris eintraf, die er von einem Oheim geerbt hatte.

Dort fand er einen Diener des Verstorbenen vor, einen weißhaarigen alten Junggesellen, der infolge 25-jähriger treuer Dienste als Familienglied betrachtet und behandelt worden war. Diesem greisen Bauern zur Seite hatte sich ebensoviele Jahre hindurch die alte Wirtschafterin des Gutes, die gleichfalls noch ledig war, in erfolgreicher Tätigkeit abgemüht.

Hugo Capet, ein menschenfreundlicher Herr, ließ bald nach seiner Ankunft die beiden alten Leute zu sich rufen.

„Dein Verdienst", sprach er, sich an die Bäuerin wendend, „ist groß, ebenso groß als dieses Mannes. Euch beiden soll daher der wohlverdiente Lohn auch zuteil werden! Für eine Frau gibt es nun keinen schöneren als einen Gatten und eine Mitgift. Diese letztere ist bereits vorhanden, denn diese Meierei gehört von heute ab dir. Wenn nun dieser Mann, der langjährige Genosse deiner treuen Arbeit, einwilligt, dich zu seiner Ehefrau zu machen, dann ist auch der Gatte gefunden."

„Herr," erhob da der alte Bauer seine Stimme, „wie sollten wir uns noch verheiraten, da wir beide doch schon Silberhaare haben!"

„Nun, so wird es eben eine Silberhochzeit sein!" lächelte freundlich der König. „Empfangt hiermit von mir den Ehering!"

Mit diesen Worten zog er von seiner Rechten einen wertvollen silbernen Fingerreif, der mit edlen Steinen reich verziert war, steckte ihn der Wirtschafterin eigenhändig an und vereinigte dann die Hände der beiden silberhaarigen Leute, die Tränen der Rührung und Dankbarkeit vergossen.

Diese Begebenheit lief von Mund zu Mund, und in ganz Frankreich fand die „Silberhochzeit" so allgemeinen Beifall, daß es nach kurzer Zeit überall Sitte wurde, nach 25jährigem Beisammensein eine Wiederholung der Hochzeit zu feiern. Und allmählich schloß sich dann, wenn ein silberharriges Hochzeitspaar nach abermals 25 Jahren noch vereinigt war, als Folge dieser „Silberhochzeit" auch die „goldene" an.

Cholera und Aberglaube.

Trotz aller energischen Bekämpfung ist die Cholera in Apulien noch keineswegs zum Erlöschen gebracht worden, und sie findet einen Bundesgenossen in dem Aberglauben der Bevölkerung, die in ihrem Schrecken doch weniger Angst vor der Krankheit als vor dem Hospital hat. Jeder Kranke, der den Keim der furchtbaren Seuche in sich fühlt, hat nur die eine Bitte an seine Angehörigen: „Laßt mich hier sterben! Ruft nicht den Arzt!" Und die Verwandten geben sich oft genug alle Mühe, den neuen Krankheitsfall zu verheimlichen und den Leidenden mit Weihwasser zu heilen. Aber es gibt auch, wie der Gazetta del Popolo geschrieben wird, noch andere Mittel, die nach der festen Ueberzeugung des Volkes gegen die Cholera wirken, sie sogar ganz verhindern. Man braucht nur etwas Knoblauch am Halse zu tragen, und man wir ddamit ein ganze Heer von Mikroben in die Flucht schlagen. Völlig sicher ist auch ein Horn aus Korallen oder Knochen als einzige Vorsichtsmaßregel in diesen Zeiten der Epidemie.

„Bloser Natzl."

In einer der letzten Eintragungen seines „Tagebuchs" (im „Heimgarten") berichtet Rosegger von einem Jugendgenossen, der ihm vor kurzem starb.

„Er hatte", erzählt er, „mit mir den gleichen Geburtstag, und einmal haben wir es beredet, wie wir selbander zur selben Zeit auf die Welt gekommen, so sollten wir auch schön miteinander wieder fortgehen. Warum hat er nun nicht gewartet, bis ich fertig bin? Es ging ihm ja so weit ganz gut, und unsere Gesundheiten verglichen, hätte er mich um zwanzig Jahre überleben können. Die Welt gefiel ihm selbst in seinen alten Tagen noch passabel, und vor einem Jahre haben wir miteinander gescherzt wie einst in der Jugendzeit, da wir lustige Allotria getrieben, daß die ganze Kathreinerpfarr hat lachen müssen. — Er war ein Bauernsohn aus St. Kathrein und hat sich als Fuhrmann schlecht und recht vorwärts gebracht und sein Lebtag viele Leute auffitzen lassen, das heißt gefoppt. Er war ein überaus schlagfertiger, gutmütiger Spötter, ein feiner Schalk und Schelm, und in einer Gesellschaft, in der mein „Bloser Natzl" sich befand, konnte keine Unterhaltung versauern oder versumpfen. Was hat er oft mit göttlichem Humor durchziehende Stadtleute gefoppt, Doktoren und Professoren gehänselt, ohne daß sie es merkten! Mich, den „herrisch gewordenen Bauernbuben", hat er oft nicht schlecht „gefrotzelt", aber doch insgeheim mein „Konterfeibildl" in seiner fettigglänzenden Brieftasche bei sich getragen bis an sein Ende. „Ih hon an aftn sist gern, in Pedan (Peter)," bekannte er häufig vor anderen, und mir war diese Zuneigung des schlichten Mannes lieber wie manche der gestempelten und diplomierten Anerkennungen. So oft ich nach St. Kathrein kam, war mein erstes, den Bloser Natzl aufzusuchen oder holen zu lassen oder mit ihm des Weges zu fahren, um alte Zeiten zu besprechen, gemeinsame Bubenstückeln aufzufrischen und Bauernspäße zu treiben. Er wisse sich sonst keinen mehr als mich, selbst in der Bäuerei nicht, meinte er, und bei mir war das erst recht der Fall. Die jetzige Jugend ist ganz anders, und so mußten wir zwei uns halt gegenseitig wieder jung machen, wenn wir junge, harmlos lustige Kameradschaft haben wollten. Dem Ignaz Königshofer, das war sein „herrischer" Name, hatte aber das Schicksal auch nichts geschenkt. Weib und Kind hat ihm der Tod weggenommen, daß er im Alter völlig allein stand. Aber Leute mit gütigem, heiterem Herzen stehen nie allein. „Ih find überoll guati Leut, und meini Roß hon ih jo ah! Mir fahlt nix." — Aber, als wir uns vor einem Jahre sahen, da sagte er ziemlich unvermittelt zu mir: „Wanst mit willst, Peda, sa richt dih zsomm. Ih bin aftn scha bold fiati." Auf die Frage, wieso er zu solcher Rede komme, vertraute er mir halb heimlich: „Ja, mei Liaba! Mih hot nachts s Schlagl a wenk gstrafft. Wanst ma d Hond druckst, so muaßt fest, fest. Sist gspür ih nix meh." — Ich habe ihm fest die Hand gedrückt, und — es war das letztemal. — Nun noch in seinen letzten Tagen, als er's klar sah, daß es zu Rande ging, hatte er seinen Humor. Und einmal sagte er: „Mih zimpp, s hot ma da Herr Eduard telegraphiert (ein gemeinsamer Jugendfreund, der einige Tage vorher gestorben), a Fuhrwerch wird er brauchn. Ih wia bol einsponna." Und auf eine tröstende Gegenrede: „Moanst ih scheuch mih vorn Sterbn? An olda Mensch sih vorn Sterbn scheuchn, däis ra gspoasi!" — Jetzt, während seines Begräbnisses liege ich hier, vier Stunden davon auf der Bank, langsam genesend von Krankheit; mir kommt es fast wie Untreue vor gegen den Jugendfreund, der mit mir an demselben Tage geboren worden, daß ich nicht heute zu ihm hinabsteige. . ."

Die größte Oelquelle der Welt.

Seit dem 15. März dieses Jahres besitzt Kalifornien in dem „Lakeview Gusher" die ergiebigste Oelquelle der Welt. An dem Tage, wo man dort mit Bohren aufhörte, schoß das Petroleum unter donnerndem Getöse 350 Fuß hoch in die Luft. Die Ergiebigkeit übertraf alle Erwartungen, denn zuerst entleerte die Oelquelle, wie „Munseys Magazine" berichtete, innerhalb von 24 Stunden 10 000 Barrels, also etwa 11 000 Hektoliter. 24 Stunden später war der Ausfluß auf das Doppelte gestiegen, eine Woche später gar auf das Vierfache, und schließlich stieg die Menge, die innerhalb von 24 Stunden ausgeworfen wurde, auf 45 000 bis 50 000 Barrels an. Zuweilen speit die Oelquelle sogar stundenlang hintereinander solche Oelmassen aus, daß innerhalb eines Tages bis zu 100 000 Barrels gesammelt werden könnten. Aber gerade das Auffangen des Oels war die Hauptschwierigkeit. Für solche Ergiebigkeit waren keine Maßregeln getroffen, und zunächst mußte man das Oel rinnen lassen. Es konnte nichts geschehen, als einen Cannon, den der Oelfluß passieren mußte, durch einen Damm abzusperren. Nach einiger Zeit, als genügend Baumaterial herbeigeschafft worden war, wurde rings um den Oelbrunnen herum ein Wall gezogen, der sich rasch mit Oel füllte; dadurch wurde der Springbrunnen bewältigt, und an seiner Stelle befindet sich jetzt ein riesiger Tank, in dem es unter der Wucht des nachströmenden Oels brodelt und wallt. Das Oel läuft natürlich über den Rand in Form eines Flusses herab, kann aber leichter aufgefangen werden.

)(Die Flugpost in der Wüste.

Der französische Kriegsminister, der einer der begeistertsten Anhänger der Flugmaschine ist, hegt die Absicht, die französischen Kolonien durch eine Flugpost quer über die Sahara in eine engere Verbindung miteinander zu bringen. General Bailloud, der Kommandeur des Algerischen Armeekorps, der selbst bereits einen Aufstieg im Aeroplan gemacht hat, soll in Colomb-Bechar in Süd-Oran eine Militär-Fliegerschule errichten, der acht Flugmaschinen zur Verfügung gestellt werden. Hier soll eine Sektion Flugmaschinenführer ausgebildet werden, während Offiziere der Kolonialarmee ihre Ausbildung in Frankreich erfahren. Wenn zwei Mannschaften genügend vorbereitet sind, soll die eine von Colomb-Bechar, die andere von Timbuktu aus fliegen, und beide sollen in der Wüste zusammentreffen. Es wird zunächst eine Etappe geflogen und ein Depot für Reparaturen errichtet werden, von dem aus die nächste Etappe in Angriff genommen wird, und so werden beide Abteilungen in die Wüste vordringen, bis sie aufeinanderstoßen. Auf diese Weise soll Algerien mit Timbuktu durch eine Reihe von Flugstationen verbunden werden. Die kolonialen Behörden sind der Ansicht, daß die Flachheit der Wüste und der sandige Boden ein sicheres Fliegen und leichtes Landen ermöglichen und daß der Versuch also alle Aussichten auf Erfolg bietet. Bereits in den nächsten Wochen werden die Vorarbeiten zu der Ausführung des kühnen Planes begonnen werden.

Tierschutz.

Papageibesitzer müssen leider zuweilen die Erfahrung machen, daß sich diese gelehrigen Vögel ihre Federn ausrupfen und als wahre Zerrbilder der Vogelwelt im Gebauer sitzen. Es empfiehlt sich, die von den Federn entblößten und wundgerissenen Stellen mit einer Lösung von Perubalsam in Weingeist einzureiben. Die Hauptsache ist und bleibt aber, dem Vogel das ganze Jahr hindurch eine sorgfältige Gefiederpflege zuteil werden zu lassen.

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstädt.

Der Frosch und die Biene.

Ein wirklicher Reinfall von Onkel Max.

Ein Bienchen saß auf einem Glas,
Fast ganz gefüllt mit süßem Naß,
Und ging bisweilen mit Summ summ;
Gemächlich um den Rand herum.
Summ summ!

Ein Frosch, gefräßig wie die sind,
Sah sich beinah die Augen blind.
Das Bienchen nur im Sinn noch lag
Als fetter Bissen Herrn Quakquak —
Quak quak!

Bald schien die Sache ihm ganz leicht.
Er dachte froh: „Es ist erreicht!"
Bereit zum Sprunge saß er da —
Doch Bienchen die Gefahr wohl sah.
Summ summ!

Und als er tat 'nen mächt'gen Satz,
Floß Bienchen rasch von seinem Platz,
Indessen — kaum ich's sagen mag,
Was nun passiert dem Herrn Quakquak,
Quak quak!

Was hilft's, gesagt muß es schon sein:
Der Frosch fiel in das Glas hinein
Und hat sich patschenaß gemacht,
Indes das Bienchen draußen lacht,
Summ summ!

Der Stärk're achte stets das Recht,
Denn unverhofft ergeht's ihm schlecht.
Nur dann ist lobenswert die Kraft,
Wenn sie für andre Gutes schafft.
Quak quak!

Der Wohltäter.

Fabel von Tante Hedda.

Ein Bienenzüchter, der die Bodenbretter der Stöcke von altem Gemüll säuberte, wurde von den Bienen angegriffen und übel zugerichtet. „Undankbare Geschöpfe," rief er, „warum stecht ihr mich? Bin ich nicht euer Wohltäter? Die schönen Strohkörbe, in denen ihr nistet und baut, wer hat sie für euch geflochten? — Ich! — Den besten Standort suchte ich für die Stöcke aus, vor jedem rauhen Luftzuge und vor den brennenden Sonnenstrahlen seid ihr geschützt. Findet ihr im Garten und in der nächsten Umgebung keine Blumen mehr, die Honigtau spenden, bringe ich euch nach einer Gegend, die blumenreicher ist. Noch ehe ihr aufsteht, stehe ich auf und fange eure Todfeinde, die Wespen und Hornissen weg, die so gern Honig schlecken und euch deshalb überfallen und töten. Wird es Winter, weise ich euch in meinem eignen Hause einen geschützten, trocknen Platz an. Täte ich es nicht, müßtet ihr elend erfrieren! Mit dem Blütenstaube, den ich von den Kiefern sammle, mit Zucker und Honig füttere ich euch, findet ihr im Freien keine Nahrung. Wie ein Vater sorge ich für euch, und das ist nun mein Dank!"

„Doch warum tust du das?" entgegnete eine der Bienen. „Die besten, honigreichsten Waben schneidest du aus den Stöcken heraus, verwendest sie für dich und verkaufst dieselben. Zu fortgesetzter Arbeit zwingst du uns dadurch; und wie wenig gibst du uns von dem Honig ab, den wir mühsam bereiten! Nur gerade so viel, daß wir nicht verhungern! Du bist schlimmer als die Wespen und Hornissen, Eigennütziger! Nenne dich nicht unsern Wohltäter!"

Hirsch und Hund.

Fabel von Tante Hedwig.

Eine Meute Hunde verfolgte einen schweißenden Hirsch. Das edle Wild, ein starker Achtzehnender, setzte über Gräben und Hecken; leichtfüßig, wie der Wind, flog es über die trügerische Moosdecke der Moräste und schwamm durch den See. Die Todesangst schien ihm Flügel zu verleihen und verdoppelte seine Kräfte; und der Hirsch kannte den Wald besser als seine Verfolger. Die letzteren ermüdeten und verloren zuletzt die Fährte. Nur ein junger Heißsporn von Jagdhund blieb auf der Spur und verfolgte den armen Hirsch noch. Der Hund war mit Geifer bedeckt, sein heiseres Gebell verstummte allmählich, und die Zunge hing ihm lang aus dem Maule heraus. Als es ihm endlich glückte, das flüchtige Wild zu stellen, brach er erschöpft zusammen und war dem Verenden nahe. Ein alter Fuchs, der vom sicheren Versteck aus Zuschauer der Treibjagd gewesen, schlich vorsichtig näher; Spott und Schadenfreude sprühten aus seinen Spitzbubenaugen.

„Siehst du, Freundchen," sagte er zum Hunde, „wer andere jagt, muß selber laufen. Ungestraft hetzt man niemand zu Tode. Jetzt holt sich der Fuchs den Braten!"

Einen Blick tödlichen Hasses warf der Hund auf den heranschleichenden, heimtückischen Feind, Todesangst verzerrte seine Züge. Vergeblich versuchte er, mit dem Aufgebot der letzten Kraft, sich emporzurichten. Die Füße trugen ihn nicht mehr, nicht einmal entlaufen konnte er, geschweige denn sich wehren. Und da packte ihn auch schon der Fuchs und erwürgte ihn.

Städtequadrat.

A	B	E	H
I	K	K	L
L	M	M	M
N	N	O	U

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß jede wagerechte Reihe eine preußische Stadt bezeichnet.

*

Rätsel.

Auf einer hohen Stange steht ein kleines Haus,
Das Dach davon ist kraus;
Inwendig sind viel Kämmerlein,
Für die kleinen Kinderlein.

*

Multiplikationsrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 9

Mit welchen Zahlen muß man die obenstehenden Zahlen multiplizieren, damit das Fazit lauter 7 ergibt, und mit welchen Zahlen, damit lauter 9 sich ergeben?

(Die Auflösungen der Rätsel usw. erfolgen in der nächsten „Kinderlaube". D. Red.)

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seeleben.
Von Heinz E'Monts.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie wäre müde und es wäre überhaupt besser, wenn sie nach Hause gingen.

Da sagte der junge Schürmer, daß er Waßmann zu sich eingeladen hätte, und sein Vater stimmte ihm lebhaft bei.

„Dat is recht," sagte er zu Waßmann, „bliv man de acht Dag, bit you no'n Kommiß hin möt, bi uns." —

Das Haus der Schürmers lag ungefähr fünf Minuten von der „Meereswoge" entfernt, ganz alleinstehend hinter dem Deich im Schatten von einem halben Dutzend hoher Kiefern.

Dora bog auf dem Nachhausewege schon nach wenigen Schritten in ein stattliches Gehöft ab.

Das war einst Eigentum ihres Vaters gewesen.

Aber wie den Schürmers die See zur Wohlhabenheit verhalf, so daß sie alle auf eigenem Grund und Boden saßen und mit stattlichen Schonern und Ewern das Meer befuhren, so hatte es Doras Vater den Teufel ins Haus gebracht.

Der alte Winker schmuggelte einmal ein gestrandetes Fäßchen mit Rum ein und das war sein Verderb.

Er wurde zum Trinker und auch bald zum Spieler.

Sein Weib sank aus Kummer darüber in ein frühes Grab; er selbst verschwand am gleichen Tage, da Dora drüben in der altersgrauen Dorfkirche aufgenommen wurde in den Kreis der erwachsenen Christen.

Er war schon lange bankerott gewesen.

So kam der Hof unter den Hammer und wurde von einem entfernten Verwandten erworben. Der nahm auch Dora zu sich und sie diente nun gewissermaßen als Magd, wo sie als Kind geherrscht.

Der Spitz schlug kläffend an, als man durch das große Tor die Diele des Schürmerschen Hauses betrat, und der charakteristische Geruch brennenden Torfes schlug den Ankömmlingen entgegen.

„Muh," brüllte die rote Bleße.

„Hör," lachte der alte Seemann, „dat heit: vergeet mi nich."

Und er ging hin, dem Tier den schönen Kopf zu tätscheln. Das tat er immer, wenn er nach Hause kam.

Dann kam auch Peter an die Reihe, der schwarze Spitz, und Schürmer kraute ihm das seidenweiche Fell.

Er war eben ein großer Tierfreund und er lebte mit seinen vierbeinigen Lieblingen auf bestem Fuße.

Durch eine geöffnete Tür am anderen Ende der Diele fiel Licht.

Dort lagen die Wohnräume.

Antjen hatte in der großen Stube die Lampe angezündet und erschien nun wieder im Rahmen der Tür.

Sie sah sehr gut aus, wie sie dastand, ihre Gestalt gegen das helle Licht in ihrem Rücken scharf abgezeichnet.

Noch besser, wie in dem Tanzsaal, fand Waßmann.

„So nu kamt mal rin," sagte sie. „Ick bring you glicks wat tau eten."

Aber der alte Schürmer meinte, erst müsse man einen trinken zum Willkomm.

Antjen hatte aus einem Wandschrank die bauchige Flasche mit dem Dornkaat genommen. Davon schenkte sie drei Gläser voll.

„Drinkt din „Swester" keenen, Jochen?" fragte Waßmann, als sie anstießen.

„Deern, warum drinkst du nich," polterte der alte Schürmer. „Weitst du nich mehr, wat Ostfreesenart is?"

Nein, sie trinke nichts mehr. Sie habe genug, sie könne nicht mehr. Der Wein habe sie ganz wirbelig gemacht.

Da setzte man sich zu Tisch.

Und draußen hing in grauen Fäden der Regen wieder in der Luft. Von den Dächern troff es und der Sturm, der wieder erwacht war, heulte um die dunklen Firsten.

Und er sang noch immer sein grausiges Lied, als Antjen spät am Abend sinnend in ihrer Giebelkammer auf dem Rande ihres Bettes saß.

Als ihr am Nachmittage Waßmann auf dem Platze vor dem Wirtshaus entgegengetreten war, in seiner ganzen edlen Männlichkeit, da war in ihre Seele etwas hineingeweht, wie ein seltsames Ahnen, daß das Leben, das sie bislang geführt, nur ein Traum sei, daß es eines Tages zu einem köstlichen Erwachen führen müsse.

Als sie dann in dem Lokale dem jungen Seemann gegenübersaß und draußen der Wind heulte und die Luft voll war von der Stimme des Meeres, da fühlte sie, daß der Moment dieses Erwachens gekommen sei, sie fühlte, daß sie Waßmann gut sein müsse, ob sie wolle oder nicht.

Dann hatte sie die beiden auf dem Deiche belauscht. Eigentlich ganz wider Willen. Aber nun war ihr kaum einige Stunden alter Traum schon zu Ende.

Nicht um alles in der Welt hätte sie einem Menschen ihre Neigung für Waßmann anvertraut. Doch hier in der Stille ihrer Kammer ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

Gewiß war sie Waßmann zu unbedeutend und er zog die kecke Dora ihr vor.

Und in ihr wogte die heiße Lebensnot. Die weitete die Brust und beklemmte das Herz.

Dann dachte sie wieder, er sei sicher leichtfertig, und gedenke mit Dora nur die Zeit zu vertändeln.

Ja, so mußte es sein. Sie fühlte sich einen Augenblick sehr stolz und entkleidete sich mit dem Entschluß, Waßmann aus ihrem Gedächtnis auszulöschen, wie ein Kind die Schrift seines Griffels von der Tafel.

Aber als sie im Bette lag und den schwächer fallenden Regentropfen lauschte und im Schein des nun aufgegangenen Mondes zusah, wie diese an den Scheiben bald hängen blieben gleich großen Perlen, bald wie Tränen herunterrannen, da kehrten ihre Wünsche wieder zurück zu Helmut Waßmann. Und sie biß die Zähne fest in ihre Kissen, um es nicht laut hinauszurufen in das brausende Toben da draußen: „Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn!“

2. Kapitel

Man schrieb den 15. Oktober.

Schon tagelang war das Land nicht trocken geworden. Wenn der strömende Regen einmal aussetzte und die übersättigte Erde versuchte, die Wassermassen doch noch aufzusaugen, da jagten neue schwere Wolken heran gleich finsteren Riesen, und es war von neuem ein mißtönendes Rinnen und Rauschen. Alles troff von Nässe und der feuchte Atem der Luft verursachte bei den Menschen ein Schütteln und Frösteln.

Seit vierzehn Tagen standen Helmut Waßmann und Jochen Schürmer mit anderthalb Hundert Kameraden an jedem Morgen auf dem nassen Kies des Hofes der Werftkaserne zu Wilhelmshaven und übten sich im Dienst fürs Vaterland.

Und eines Tages war nicht mehr der klatschende Regen. Der Wind blies eisig von der Nordsee herüber. Um die hartgefrorenen Ackerschollen lag der blanke Schimmer der zu Silber erstarrten teerfarbenen Wasser und beim Felddienst war unter den Füßen ein knisterndes Krachen.

Ich stand mit Waßmann nicht in einer Kompagnie und bekam ihn selten zu sehen. Aber ich hörte desto mehr. Im Dienst freilich, da war er der Besten einer. Und er war darum schon als junger Rekrut gar wohl gelitten. Aber in sonstiger Beziehung schien es, als habe er wieder den Teufel im Leibe.

Ich bekam damals zu Weihnachten keinen Urlaub. Und das Wetter war so schön.

Lachend schien die Sonne in den Mittagsstunden vom blaßblauen silberverschleierten Himmel. Nichts regte sich draußen. In den Bäumen des Exerzierplatzes und der Ostfriesenstraße brannten blitzende Lichter. Wie kleine goldene Kugeln funkelten die braunen Knospen und bläuliche Eiszapfen hingen von den überglasten Aesten.

Wie Weihnachtsbäume, die die gute Mutter Natur allen denen angezündet habe, die heimatlos hier in der Garnison säßen.

Ich hatte Waßmann unterwegs getroffen und wir schritten nebeneinander hinaus nach einem der umliegenden Dörfer.

Da weihte er mich auch ein in sein Geheimnis. Er sei verliebt; wirklich, wahrhaftig und ganz ernsthaft. Aber ohne Aussicht.

„Antjen Schürmer,“ fragte ich gedehnt.

Ja, die sei es. Aber die sei verschossen bis über die Ohren in einen Obermaaten. Und sie habe ihm während der zehn Tage, als er sich bei den Schürmers aufhielt, mehr wie deutlich zu verstehen gegeben, daß sie absolut von ihm nichts wissen wolle.

Ja, so erzählte er mir damals.

Mitte Januar kam dann der richtige Winter und zwängte weithin alles in seinen silberschimmernden Panzer.

Da wurde es erst recht gemütlich und traulich draußen in Ulmensiel und wenn ich abkommen konnte, war ich häufig mit von der Partie.

Mitunter traf man sich im „Blauen Affen.“ So hatten die Fahrensleute das kleine Wirtshaus getauft, das ganz am Ende des Dorfes in unmittelbarer Nähe der Forts lag.

Woher der Name stammte, darüber wußte man nichts Bestimmtes. Jürgen Pott, der Träumer, erzählte zwar manches darüber. Aber der war nicht klar im Kopfe und sprach heute so und morgen so.

Wie noch über manches andere.

Von der schrecklichen Sturmnacht, die die Jade gebar, von dem Fräulein v. Jever, das einst über die Lande hier gebot, vom Klabautermann; von Meermännern, Nixen usw.

Sein Hörerkreis erstreckte sich meistens auf die Mädchen, der Burschen Sinn stand nicht nach dergleichen.

Aber sie störten den Schwachsinnigen doch nicht, wenn er seine Märchen auskramte.

Wir sind eben ein gutherziges Volk hier oben; mit weichen Kinderherzen in ungeschlachten Körpern. Des Sonntags tanzte man in der „Hohen Meereswoge“.

Die „Himmelblaue See“, wie das andere Tanzlokal hieß, war bei uns Fahrensleuten nicht beliebt.

Dort verkehrten hauptsächlich die Knechte der Bauern und deren Mägde.

Wir aber sagten, es gäbe keine himmelblaue See. Und wir müssen es doch wissen.

Antjen blieb in diesem Winter den abendlichen Zusammenkünften fern.

Sie lebte überhaupt sehr einsam.

Einige Male hatte sie in der „Meereswoge“ getanzt. Aber nur dann, wenn sie Waßmann anderswo wußte.

Merkwürdigerweise war auch Kling immer dagewesen. So hieß jener Obermaat, mit dem sie damals um den „Pieler rum“ tanzte. Er hatte sich sehr um sie bemüht und sie jedesmal nach Hause begleitet. Aber seine Aufmerksamkeiten ließen sie kalt.

Von Waßmann erzählte Jochen oft tolle Dinge. Dinge, die sehr häßlich klangen. In ihr väterliches Haus kam er nur selten. Und dann nur auf wenige Augenblicke und immer nur mit ihrem Bruder.

Das mit Dora hatte kaum so lange gedauert, als sein Aufenthalt in Ulmensiel. Und nun sollte er die Liebschaften wechseln wie seine Wäsche.

Aber sie liebte ihn mehr denn je.

Wenn sie des Nachts in ihrem Bette lag, dann lauschte sie mit Entsetzen dem Branden des nahen Meeres, das Helmuts zweite Heimat geworden war, wie er einmal erzählt hatte. Und das Wehen des Windes, der vor jeder Oeffnung stand und an ihrem Kammerfenster rüttelte, mit brutaler Gewalt, erfüllte sie mit banger Angst, ließ ihr Herz erbeben und pochen.

Das Meer und der Wind, sie würden ihn ja eines Tages ihr entführen. Nur der tiefe Kummer und das schneidende Weh würden ihr bleiben immer und immer.

Wie bald schon würde die für sie so entsetzliche Stunde schlagen!

Jedes Jahr im März dampften an die tausend junge Krieger mit einem Transporter hinaus, um an Asiens ferner Küste treue Flaggenwacht zu halten. Darunter würde aller Voraussicht nach auch er sein.

Erst zwei Jahre später, wenige Wochen vor ihrer Entlassung, kehrten sie zurück, reich an Erinnerungen, beladen mit Geschenken für ihre Lieben und Bräute.

Dann würde auch er wieder in die Ferne ziehen, ohne für sie je mehr gehabt zu haben, als ein gleichgültiges Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich. Jetzt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Hölderlin

Tantchen Mabel.

Nach dem Englischen von Else Felsheim.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin Besitzer einer einträglichen Farm in Pickering, Yorkshire, zähle 21 Jahre, bin gesund, tätig und, wie ich meine alte Haushälterin einst sagen hörte, auch leidlich hübsch. Und doch bin ich nicht glücklich. Würde man mich fragen, warum ich mich nicht glücklich fühle, so könnte ich kaum eine passende Antwort finden; aber die traurige Tatsache bleibt.

An einem lieblichen Abend im Mai sitze ich vor einem schwachen Kaminfeuer, behaglich in meinen Schlafrock gehüllt, die Pfeife im Mund, einen Roman in der Hand; doch ein prüfendes Auge würde eine Wolke des Mißmuts entdecken, die mein gewöhnlich so heiteres Antlitz überschattet. Ich bin so vertieft in meine trübseligen Gedanken — wünsche meine Farm zum Henker und sehne mich nach einem anregenderen Leben — daß meine Pfeife erlöscht, mein Buch zu Boden fällt und mein Kopf schwer auf meine Brust sinkt.

Da höre ich die alte Nancy, meine würdige Haushälterin, eintreten; sie legt einen Brief auf den Tisch an meiner Seite, murmelt: „Wahrhaftig, er ist eingeschlafen!“ und verläßt auf den Fußspitzen das Zimmer.

Nichts ärgert einen mehr, als für schlafend gehalten zu werden, wenn man in schmerzliche Reflexionen vertieft ist. Doch ich dränge jede Gefühlsaufwallung zurück und nehme mit schwacher Neugierde meinen Brief auf. Mein Interesse erwacht erst bei der Entdeckung, daß er von meinem alten Schulfreund, Charlie Spencer, kommt, den ich seit Jahren nicht gesehen, von dem ich nur gelegentlich gehört habe. Der Brief lautet:

„Oak Tree House, Cranbourne,
Kent, 17. Mai 1873.

Mein lieber, alter James! Ich weiß kaum mehr, ob ich Dir schon geschrieben, seitdem ich, vor nun zwei Jahren, meine gute Mutter verloren; aber, wie dem auch sei, meine Gedanken weilten viel und oft bei Dir. Ich muß Dich endlich einmal wiedersehen, alter Freund, und bestehe darauf, daß Du Deine langweilige Farm verlässest und für ein paar Wochen zu uns kommst. Sind wir auch gerade keine sehr heitern Leute, so führen wir doch ein weniger trübseliges Leben, als Du. Mein Vater und meine Schwester freuen sich sehr, Deine Bekanntschaft zu machen; ich nehme keine abschlägige Antwort an. Also packe Deine Siebensachen und laß uns den Tag Deiner Ankunft wissen.

Dein alter Freund
Charlie Spencer.“

„P. S. Es wird gut sein, wenn ich Dich in Kenntnis setze, daß seit dem Tode meiner guten Mutter die drei Schwestern meines Vaters bei uns wohnen. Das schöne Geschlecht ist also so stark bei uns vertreten, daß Du Deine herzensräuberischen Neigungen befriedigen kannst.“

Diese Einladung kommt zur guten Stunde. Ich fühle mich gerade so einsam und verlassen, daß ich augenblicklich eine freudige Zusage an Charlie abgehen lasse. Zwei Tage später sind meine Vorbereitungen getroffen und ich reise nach Cranbourne ab.

Mr. Spencer war ein sehr wohlhabender Rechtsanwalt, und Charlie galt für den Geschäftsteilhaber seines Vaters. Doch ich glaube, ihm war es mit der Arbeit nicht sehr ernst, und da er als einziger Sohn gute Aussichten hatte, so gewährte ihm sein Vater so viel Freiheit, als er wünschte — und dies war nicht wenig.

Charlie holte mich mit dem Ponywagen an dem Bahnhof von Cranbourne ab und begrüßte mich aufs herzlichste. Wir fuhren etwa drei Meilen durch eine der hübschesten Gegenden von Kent und hatten einander so viel zu erzählen, so viele Jugenderinnerungen aufzufrischen, daß ich es fast bedauerte, als der Wagen, in eine prächtige Eichenallee einbiegend, uns plötzlich vor die pittoreske Eingangshalle eines altertümlichen Hauses brachte, das ganz in herrliches Grün gebettet war.

Charlie warf einem schmucken, jungen Groom die Zügel zu und geleitete mich in das Bibliothekzimmer, wo er mich seinem Vater und seinen Tanten Elisa und Sara vorstellte.

Mr. Spencer schien mir ein sanfter, gemütlicher, etwa fünfzigjähriger Mann zu sein — ich fühlte mich augenblicklich zu ihm hingezogen; doch ich muß gestehen, daß ich die beiden Tanten mit einer an Scheu grenzenden Ehrfurcht betrachtete.

Tante Elisa war um zwei oder drei Jahre älter, als Mr. Spencer — groß und hager, dunkel und düster, kalt und zeremoniell. Tante Sara zählte etwa zehn Jahre weniger und gebärdete sich, gestützt auf ihr jugendliches Alter, wie ein verwöhntes Kind. Struppiges, graumeliertes Haar umgab in zahllosen, steifen Korkzieherlöckchen ihr fettes, glattes Gesicht, das ein beständiges Lächeln zur Schau trug. Sie benahm sich so demonstrativ gegen mich, „des lieben Charlies Freund“, daß ich mich beunruhigt zurückzog, da ich nicht wußte, wie weit ihr Enthusiasmus sie noch führen würde.

Zu meiner großen Erleichterung sagte Tante Elisa in Grabestönen: „Charlie, geleite Mr. Lester jetzt auf sein Zimmer; in einer halben Stunde wird das Diner bereit sein.“

Charlie gehorchte mit großer Bereitwilligkeit; er führte mich zahlreiche, steile Treppen hinauf und hinunter und setzte mich endlich in einem freundlichen, großen Zimmer ab. Dann schlug er die Tür zu, warf sich in einen tiefen Armsessel und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber, Charlie, was soll dies bedeuten?“ fragte ich, ungewiß, ob ich seine Heiterkeit teilen oder erzürnt sein solle.

„O, mein lieber Junge, wenn du nur dein Gesicht hättest sehen können, als ich dich meinen Tanten vorstellte! Ich hätte sie dir wirklich vorher beschreiben sollen.“

„Dies wäre sehr rücksichtsvoll von dir gewesen,“ versetzte ich. „Aber leben diese drei alten Damen immer mit euch?“ fügte ich mitleidig bei.

„Drei alte Damen? Es sind deren nur zwei.“

„Aber du vergißt die andere,“ beharrte ich.

„Ach richtig!“ sagte Charlie. „Ich dachte im Augenblick nicht an Tante Mab. Doch beruhige dich nur; sie ist verreist und wird vorerst nicht hierher zurückkehren. Und wenn man sich auch vor ihr in acht nehmen muß, so ist sie im ganzen doch nicht so schlimm, wie die andern beiden.“

„O, ich kann mir schon vorstellen, wie sie aussieht! Sie sind unausstehlich, jene männlichen, adlernasigen Frauenzimmer, die stolz darauf sind, einen Schnurrbart zu haben! Doch halt — ich beleidige dich am Ende noch mit diesen Reden.“

„Durchaus nicht,“ versetzte Charlie rasch. „Es amüsiert mich nur, daß du Tante Mab so gut zu beschreiben weißt. Doch ich muß dich deinem Toilettenmachen überlassen. Zum Diner zu spät zu kommen, ist ein Verbrechen, das Tante Elisa niemals vergibt.“

Mit traurigem Kopfschütteln entfernte sich mein Freund, war aber so rücksichtsvoll, mich auf seinem Weg in das Speisezimmer wieder abzuholen.

(Fortsetzung folgt.)